

*50 JAHRE UISG:  
ZWISCHEN VERGANGENHEIT  
UND GEGENWART*

**UISG BULLETIN**

**NUMMER 159, 2015**

<b>EINFÜHRUNG</b>	<b>2</b>
<b>50 JAHRE UISG: ZWISCHEN VERGAN-GENHEIT UND GEGENWART</b> <i>Schw. Grazia Loparco, FMA</i>	<b>4</b>
<b>EIN BLICK IN UNSERE VERGANGENHEIT</b> <i>Schw. Josune Arregui, CCV</i>	<b>14</b>
<b>EXPERTEN DES GEMEINSCHAFT-LICHEN LEBENS?</b> <i>Schw. Marie Laetitia Youchtchenko, OP</i>	<b>21</b>
<b>GIBT ES EINE MYSTIK DER GRENZEN?</b> <b>WELCHE GRENZEN MUSS DAS ORDENSLEBEN ÜBERSCHREITEN?</b> <i>Schw. Pepa Torres Pérez, ApCJ</i>	<b>28</b>
<b>LEBEN DER UISG</b>	<b>39</b>

Die Feier des 50. Jubiläums der UISG ist der Leitfaden für den Rest des Jahres 2015; er wird sich bis zur Vollversammlung im Mai 2016 hinziehen. Aus der Perspektive dieser 50 Jahre heraus können wir heute den Mut der Ordensfrauen ehren, die ein Werk wie die UISG in Gang gesetzt haben, uns den gegenwärtigen Herausforderungen stellen und mit konstruktivem Vertrauen in die Zukunft blicken.

An erster Stelle präsentieren wir Ihnen *50 Jahre UISG: zwischen Vergangenheit und Gegenwart* – eine historische Zusammenfassung von **Sr. Grazia Loparco** zu Themen, die den Dialog zwischen Ordensleben und Kirche angeknüpft haben. Heute sind sie in unterschiedlichem Maße immer noch Gegenstand von Begegnungen und Reflexionen. Das erste Thema betrifft die Rolle der Frau in der Kirche: Auch wenn wir die Fortschritte, die gemacht wurden, anerkennen, haben wir noch einen langen Weg vor uns. Tatsächlich üben die Ordensfrauen noch immer Dienste und Tätigkeiten aus, ohne an Entscheidungen beteiligt zu werden. Ihre Rolle ist auch weiterhin die von Untergebenen und Lückenfüllern. Der zweite Artikel untersucht die Beziehung zwischen dem Ordensleben und der Römischen Kurie: Auch in diesem Zusammenhang sind neue Formen der Begegnung und Beteiligung gegenüber der Kongregation der Ordensleute entstanden, aber es ist weiterhin eine größere zeitgemäße Öffnung erforderlich, die über Normen und Maßnahmen hinausgeht und Impulse gibt für eine erneuerte Kreativität des Ordenslebens, das seinem Gründungscharisma treu ist. Abschließend wird der Wunsch nach einer Beziehung zu den Bischöfen zum Ausdruck gebracht, die von Zusammenarbeit und gegenseitigem Vertrauen geprägt ist, mit dem Ziel, das Ordensleben als Zeugnis des christlichen Lebens innerhalb der Ortsgemeinde zu erkennen und wertzuschätzen. Es muss ständig erneuert werden und in der Lage sein, sich den Erfordernissen anzupassen; es muss flexibel sein.

Derselben Spur folgend bietet uns **Sr. Josune Arregui** einen *Blick in die Vergangenheit*: ihre persönliche Auslegung dieser 50 Jahre der Geschichte der UISG aus einer kritischen Perspektive heraus. Diese Jahre laufen parallel zur Erneuerung nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil und werfen Licht auf die Auseinandersetzung zwischen dem Mut der Ordensfrauen und der Starrheit der kirchlichen Strukturen. Ausgehend von ihrer vierjährigen Erfahrung als Vorstandssekretärin der UISG berichtet Sr. Josune über die verschiedenen Erfolge, die die UISG erreicht hat, und die ständige Erneuerung des Lebens der Ordensfrauen, die nunmehr seit Jahren im Gang ist, im Bewusstsein um die Notwendigkeit, eine treue und schöpferische Identität zu bieten, um Zeugnis des Evangeliums in einer sich wandelnden Welt zu sein.

Anschließend greift **Sr. Marie Laetitia Youchtchenko** die Worte von Papst Franziskus auf und macht eine Frage daraus: *Experten des gemeinschaftlichen*

*Lebens?* Obgleich die Gnade des Lebens in Gemeinschaft nicht ohne die typischen Schwierigkeiten in den zwischenmenschlichen Beziehungen abläuft, sind wir aufgefordert, uns annehmen, helfen, einbinden zu lassen, den Anderen das Beste von sich selbst geben zu lassen... das ist die beste Annahme, die man bieten kann und die der Herr uns in jeder Eucharistie schenkt.

Die gegenwärtigen Migrationsphänomene die physischen Grenzen stellen die großen internationalen und lokalen Organisationen, aber auch die Familien und alle Menschen guten Willens vor Herausforderungen. **Sr. Pepa Torres** geht noch weiter: *Gibt es eine Mystik der Grenzen? Welche Grenzen muss das Ordensleben überschreiten?* Das Ordensleben kann nicht am Rande dieser Wirklichkeit bleiben, die uns so nahe ist. Es muss Grenzen überschreiten, welche auch immer es sind; es muss sich beteiligen, „sich die Hände schmutzig machen“, sich kritisieren lassen... aber stets dort sein, wo menschliche Not Gesten der Hilfe, der Güte und der Vergebung verlangt. Wir dürfen menschliche und soziale Ungerechtigkeit nicht hinnehmen. Die Anklage, die das Ordensleben machen kann, geht durch seine Präsenz vor Ort. Es muss in „Grenzsituationen“ leben, „in die Randgebiete gehen“, um die Worte von Papst Franziskus zu gebrauchen.



## 50 JAHRE UISG: ZWISCHEN VERGAN- GENHEIT UND GEGENWART

Schw. Grazia Loparco, FMA

*Anlässlich des 50. Gründungstages der UISG (1965-2015) haben wir eine historische Untersuchung über die ersten 50 Jahre des Lebens der Union in Auftrag gegeben. Sie wurde Sr. Grazia Loparco FMA anvertraut. Die Daten werden in einem Buch zusammengetragen, das auf der Vollversammlung 2016 vorgestellt werden wird. Als Vorgeschmack auf dieses Werk stellen wir drei Artikel vor, die der Arbeit von Sr. Grazia entnommen sind. Sie wurden im Laufe dieses Jubiläumsjahres im "Osservatore Romano" veröffentlicht.*

*Grazia Loparco ist Dozentin für Kirchengeschichte an der Päpstlichen Fakultät für Erziehungswissenschaften „Auxilium“ in Rom sowie Konsultorin für Geschichte an der Kongregation für die Selig- und Heiligsprechungsprozesse.*

*Original Italienisch*

### **Neuer Humanismus. Ordensfrauen als Ressource für eine kulturelle Revolution**

*L'Osservatore Romano, 7. Mai 2015, S. 5.*

**W**as die Ordensfrauen betrifft, so kann die Lektüre einiger schon etwas vergilbter Seiten Überraschungen bergen. Marcello de Carvalho Azevedo SJ gibt uns einige Reflexionspunkte. Er hat die Gründe dafür untersucht, dass die Frauen in der Kirche dem Evangelium zufolge zwar prinzipiell den Männern gleichgestellt sind, durch den Kontakt mit den Kulturen jedoch die Freiheit und die Flexibilität verloren gingen und antifeministische Haltungen angenommen wurden. Der Jesuit beklagte das Ungleichgewicht zwischen dem Potential des großen Kontingents an Ordensfrauen gegenüber den Ordensmännern und ihrem Beitrag in der Kirche. Die Gründe, die er auflistet, geben zu denken: unklare Berufungsoptionen; Neutralisierung der Werte und natürlichen Eigenschaften der Ordensfrauen aufgrund von strukturellen Gegebenheiten des weiblichen Ordenslebens, die die persönliche Entwicklung hemmen; bei vielen mangelnde Bildung; mangelnde

Berufsausbildung und Vorbereitung auf die angemessene Übernahme von Aufgaben, mit negativen Folgen für die Personen und die Sendung; kaum Schaffung einer soliden Grundlage für das Ordensleben, ohne sich dabei auf geistliche und moralische Aspekte sowie auf Gebräuche zu beschränken; individualistisches Verständnis von Vollkommenheit und Heil, was zu pietistischen oder quietistischen Haltungen oder auch zu Konflikten und Dichotomien führt; deutlicher Mangel an Information über die Welt, ihre Veränderungen und Probleme, die das Ordensleben beeinflussen – auch in der Meinung, man lebe außerhalb der Welt.

Einige Indizien zeigen, dass das weibliche Ordensleben immer mehr von Männern bestimmt wurde: Gründungen, bei denen der männliche Einfluss vorwiegt und deshalb die Auffassung vom Ordensleben davon beeinflusst wird; Kodifizierungen und rechtliche Ausgestaltungen als einfache Übertragungen eines männlichen Modells, ohne Integrierung des weiblichen Elements; stark männlich geprägte geistliche Unterweisungen, Einkehrtage, Kurse und Studien, die unkritisch übernommen werden; starker Einfluss auf Entscheidungen und Güterverwaltung, vor allem in den Kongregationen mit zwei Zweigen, wobei Kriterien, Investitionen, Verfahrensweisen einfach übernommen werden; Aspekte des täglichen Lebens, vom nicht geschlechtskonformen Schnitt des Ordenskleides bis hin zum Gemeinschaftsleben, in dem weibliche Werte im Namen von männlichen Formen der Askese geopfert werden; fügsame Unterordnung unter Weisungen, die von allen möglichen Personen kommen (geistlicher Begleiter, Oberer, Bischof...) – nicht weil sie gut begründet sind, sondern allein aufgrund der Tatsache, dass sie von einem Mann kommen (wenn eine Frau dasselbe sagt, hat es weniger Wert). Der Fehler liegt natürlich in der Unterwerfung der Ordensfrauen und nicht in der Zusammenarbeit.

Die gewohnheitsmäßig institutionalisierte Unterordnung und Passivität der Ordensfrauen lässt sich an einigen Indikatoren festmachen: unkritische Akzeptanz der männlichen Hegemonie; unterschwellige Verachtung von Frauen, insbesondere von Ordensfrauen: Ihre Ausbildung wird geringer wertigen Personen überlassen – für sie ist ja alles gut genug; paternalistische oder herablassende Haltung, die zum Ausdruck kommt in Aufmerksamkeiten, Verniedlichungsformen, Phrasen oder auch in harten und autoritären Ansprüchen und Gesten, raffinierten Formen der Demütigung und in der Überzeugung, dass Ordensfrauen stets infantil bleiben und nicht in der Lage sind zu entscheiden, zu verwalten, eine wichtige Aufgabe zu übernehmen; mangelnde Anerkennung ihrer Sicht der Probleme und infolgedessen kaum Anwesenheit von Frauen unter kirchlichen Entscheidungsträgern für das ganze Gottesvolk und auf der konkreten Ebene des Ordenslebens; ihre Anwesenheit wird nur bei praktischen Arbeiten oder im Haushalt geduldet; Ausbeutung von Ordensfrauen, auch im pastoralen Dienst, als unentgeltliche oder billige Arbeitskräfte, ohne

Altersversorgung – wehe, man spricht dieses Problem einmal an; eine Auffassung von der Klausur, die die Klöster zu einem traurigen Bild macht, das Ausgrenzung der Frauen von Seiten der Kirche konkret sichtbar werden lässt.

Der Autor verweist auch auf vielversprechende Zeichen der Veränderung: Entwicklung der sozialen Einstellung gegenüber den Frauen; allmähliche Bewusstseinsbildung auch bei den Ordensfrauen; bei vielen von ihnen bessere Bildung und Berufsausbildung; theoretische Entwicklung in der Kirche vor allem nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil; unvermeidliche praktische Entwicklung der Kirche angesichts des immer größeren Mangels an Arbeitskräften, aufgrund dessen Frauen und vor allem Ordensfrauen ersatzweise beauftragt werden. Der Übergang von einer jahrhundertelangen Verachtung zur Anerkennung geschieht nicht immer unter dem Aspekt der Gleichheit im Sinne des Evangeliums, sondern ist vielmehr eine den zeitlichen Umständen angepasste Umbildung der männlichen Hegemonie. Das wird deutlich, wenn Ordensschwestern verpflichtet werden, Vertretungen in der Pfarrgemeinde zu übernehmen (Katechesen, Büroarbeiten, Pflege...); in Arbeitsgruppen, in denen die Männer denken und die Frauen die praktische Arbeit verrichten und dabei mehr aufs Spiel setzen; im Streit um die Priorität zwischen der Eingliederung in die Ortskirche und der Verfügbarkeit der Ordensfrauen für die ganze Kirche (in internationalen Kongregationen); im überschwänglichen Lob der besonderen Natur der Frauen, so dass diese die Männer weiterhin alles allein regeln lassen.

Pater de Carballo wünscht, dass auch auf kirchenrechtlicher Ebene dem charismatischen Ausdruck eines jeden Instituts Raum gelassen und eine Homogenisierung vermieden wird. Wenn man die Ordensinstitute als spezialisierte Körperschaften für verschiedene Bereiche betrachtet, werden sie auf ihre Arbeit verkürzt, während ihr Dasein selbst der wichtigste Beitrag zur Kirche ist. Durch die Betonung des legislativen Prozesses geht die ursprüngliche Inspiration verloren. Nicht nur die Diözesen, die am Handeln interessiert sind, sondern auch die Kongregation für die Ordensleute kann das Leben derer bestimmen, die sich darauf beschränken, ihre Vorgaben auszuführen. Da die Kongregation naturgemäß mit zielorientierten, rechtlichen und operativen Aspekten beschäftigt ist, beschneiden diese Prioritäten jedes Institut in seiner Aufgabe, das eigene Charisma zu suchen und zu definieren.

Die Erneuerung des Lebens der Ordensfrauen ist mit ihrer Entwicklung als Frauen in der Kirche und in der Welt verbunden. Das Gemeinschaftsleben muss neu durchdacht werden: Erwachsene Menschen dürfen nicht wie Minderjährige behandelt werden; Vorsicht vor einer Ballung der Autorität einerseits und einer nicht zielorientierten Demokratisierung des Gehorsams andererseits. In einigen Kongregationen werden radikale Veränderungen bei oberflächlichen Dingen vorgenommen, während die Prinzipien die anderer Zeiten und Kulturen bleiben; daraus entsteht ein Anachronismus, der Leiden mit sich bringt.

Was die Berufungen betrifft, so sagt der Jesuit, dass junge Frauen besonders im städtischen Umfeld Autonomie und eine gewisse wirtschaftliche Unabhängigkeit von der Familie besitzen; die Universität befähigt sie zur Analyse der Wirklichkeit und macht sie anspruchsvoll und kritisch, offen und ungehemmt gegenüber Kollegen und Autoritäten. Solche jungen Frauen würden sich in einem Umfeld, wo ein überholtes Frauenbild herrscht, kaum wohlfühlen. Manchmal fördern die Institute die „Ordensimmigration“ von jungen Frauen aus anderen Kulturen, um Werke am Leben zu erhalten, die eigentlich geschlossen werden müssten. Das bedeutet, den Werken Vorrang zu geben über die Person. In Entwicklungsländern wird oft unter einfachen Menschen nach Berufungen gesucht; fügsame, unerfahrene Mädchen werden angeworben unter Vorgabe des sozialen Aufstiegs. Manchmal werden junge Frauen auch abgelehnt, damit man seine Ruhe hat. Durch eine solche „Anti-Berufungs-Pille“ kommt es zum Niedergang.

Eine propositive Perspektive kommt aus der ontologisch-theologischen Vertiefung des Männlichen und des Weiblichen. Um Gleichheit herzustellen und die Frau aus der Unterordnung zu befreien, bedarf es unbedingt der gleichzeitigen Befreiung des Mannes von seinem Herrschafts- und Hegemonieanspruch. Die gemeinsame Aufgabe verlangt Zusammenarbeit, ohne auf Forderungen einzugehen, die der Schwachheit bestimmter Formen des Feminismus entspringen. Das weibliche Ordensleben muss sich der Würde der Frau bewusst werden, um sie auf neue Perspektiven auszurichten: die Mission und die Hilfe für andere Frauen. Es geht nicht um eine Vermännlichung der Frauen, sondern um eine Zusammenarbeit. An die Stelle einer von vornherein vorgegebenen Dichotomie der Aufgaben, die Männern und Frauen zugeordnet sind, muss die Verantwortungsübernahme den eigenen Fähigkeiten entsprechend geschehen. Die Institutionalisierung des Enthumanisierungsprozesses in Verbindung mit einem vor allem männlich geprägten Fortschritt – gleichsam eine Erosion des Menschlichen – kann ausgeglichen werden durch eine Suche nach Wegen wirklich menschlicher Zivilisationen. Dies wäre eine kulturelle, keine weibliche Revolution, die das Humane in ganzer Fülle zum Vorschein bringt. So schöpft man aus dem ursprünglichen christlichen Verständnis von der Frau, das die Männer lange unterdrücken konnten und das die Gesellschaft und die Kirche erneuern könnte.

Diese Reflexionen, die 1975 einer Versammlung von etwa 500 Generaloberinnen (UISG) dargeboten wurden, sind unter bestimmten Aspekten glücklicherweise überholt, unter anderen Aspekten jedoch nicht – vor allem, wenn man an die Internationalisierung der Kongregationen in den letzten Jahrzehnten denkt. Was in einigen Kulturen verändert wurde, ist in anderen dagegen leider immer noch gang und gäbe, besonders in jenen, in denen zahlreiche Berufungen vorhanden sind und die Idee der Gleichheit von Männern

und Frauen weniger verankert ist. Auch nach 40 Jahren müssen wir immer noch darüber nachdenken.

### **Ordensfrauen im dialog mit der römischen kurie**

*L'Osservatore Romano, 29. Mai 2015, S. 5*

Die ausdrückliche Forderung nach einer angemessenen Teilnahme der Ordensfrauen am Leben der Kirche ist nicht erst in den letzten Jahren entstanden. Einige Forderungen, die bereits vor 40 Jahren formuliert wurden, wurden umgesetzt, für andere gibt es Raum für Reflexion und Entscheidungen. Im vierteljährlichen Bulletin der UISG (Internationale Union der Generaloberinnen), Nr. 31-32 von 1974, werden die Inhalte intensiver Gespräche wiedergegeben, die im November 1973 zwei Tage lang zwischen Verantwortlichen der Kongregation für die Ordensleute – vertreten vom Präfekten, Kardinal Arturo Tabera, sowie vom Sekretär, Erzbischof Paul Augustin Mayer OSB – und der Vierteljahresversammlung der Generaloberinnen geführt wurden. Die Grundfrage lautete: *Was erwarten die Generaloberinnen von der Kongregation für die Ordensleute, und was erwartet diese von den Generaloberinnen?* Man sah darin vor allem Gelegenheit zu einem größeren Austausch als dem, der in den monatlichen Zusammenkünften des *Rates der 16* bereits stattfand. Dieser bestand aus 8 Generaloberen der UISG und 8 Generaloberinnen der UISG und war eben in jenen Jahren eingerichtet worden, um die Beziehungen zur Kongregation für die Ordensleute durch Studien und die Diskussion wichtiger Themen für das geweihte Leben zu vertiefen.

Einige Oberinnen erhofften sich ganz deutlich eine neue Form des *Leitungsdienstes* von Seiten der Kongregation, um nicht nur Weisungen normativer Art, sondern auch pastorale und geistliche Orientierungen zu erhalten: eher Orientierungen als Einschränkungen, um die Einzigartigkeit und Einheit eines jeden Instituts zu bewahren, ohne in der Uniformität aufzugehen. Man wünschte sich Hilfestellungen, die die wesentlichen Elemente des zeitgemäßen Ordenslebens hervorheben sollte. Die Oberinnen baten um Orientierungen, die ihnen Vertrauen schenken und folglich zu größerer Zusammenarbeit führen sollten. Dazu bedurfte es größeren Wissens und einer objektiveren Bewertung der Informationen über die örtlichen Gegebenheiten, denen die Ordensfrauen sich anpassen und daher für Veränderungen offen sein mussten. Man appellierte an eine bessere Kommunikation zwischen der Kongregation für die Ordensleute und den Oberinnen, die zu diesem Zeitpunkt von der männlichen Vorherrschaft getrübt war: „Ein Resultat unserer Zeit ist es, dass die Ordensfrauen, die den Grundsätzen der Subsidiarität und der Menschenwürde treu sind, es immer weniger akzeptieren, dass Männer über Anliegen bestimmen, die unter ihre Zuständigkeit fallen.“



Die Referentinnen wünschten konkret eine angemessene Vertretung der Ordensfrauen in der Kongregation: Einige von ihnen, die dafür qualifiziert waren, sollten der Kongregation beitreten und sich mit Anliegen befassen könnten, die die Ordensfrauen betreffen. Außerdem fragten sie, in welchem Maße und bei welchen Gelegenheiten jene, die damals in der Kongregation tätig waren, konsultiert wurden: „Nehmen sie aktiv an den Entscheidungen teil?“ Es wurde verlangt, dass vor der Ernennung der Ordensfrauen zunächst die Oberinnen konsultiert würden. Kommunikation und Konsultation schienen notwendig zu sein zum gegenseitigen Verständnis: so würden Missverständnisse vermieden, die durch die Annahme von Weisungen entstehen, deren Sinn nicht verständlich war, erst recht nicht aus den Übersetzungen heraus.

Außerdem wird der Wunsch zum Ausdruck gebracht, die Ordensfrauen während des Prozesses der Abfassung der Normen zu konsultieren, da die Normen und ihre Anwendung Auswirkungen auf die Lebenssituation haben würden, die daher in Betracht gezogen werden müsse. Die Vertreterinnen der Oberinnen möchten an den Vollversammlungen der der Kongregation sowie an der Vorbereitung der Bischofssynode teilnehmen. Subsidiarität und Zusammenarbeit in einem offenen Dialog waren also die Erwartungen, zusammen mit einer im Evangelium verankerten Theologie. Die Verantwortlichen des Dikasteriums, die bei allen Arbeiten anwesend waren, haben die Themen aufgegriffen und den Anfragen zugestimmt. Im Klima der Erneuerung erhoffte man sich größere gegenseitige Kommunikation, um Polarisierungen zu vermeiden, die manchmal in den Kongregationen entstanden, wobei von Seiten einiger Gruppen und Gemeinschaften Brüche und Spaltungen drohten. Die Ordensfrauen machten deutlich, dass sie nicht mit den Säkularinstituten in einen Topf geworfen werden wollten.

Im Rahmen der Gruppenberichte brachte die englischsprachige Gruppe den Wunsch zum Ausdruck, dass die UISG sich ernsthaft dem Thema der Frau widmen sollte, im Zuge des Internationalen Jahres der Frau, das die UNO für 1975 ausgerufen hatte. Man forderte eine Studie zur Theologie der Frau. Außerdem sollte die Kirche den unersetzlichen Beitrag der Frauen in ihrer Sendung vertiefen und auch darüber nachdenken, wie viel menschliches Potential verloren geht, wenn die Komplementarität nicht anerkannt wird. Pater Paolo Molinari SJ, der Assistent der Union, übernahm die Mittlerrolle zwischen der Kurie und den Ordensfrauen und betonte, wie wichtig es sei, einander zuzuhören, nicht nur von Seiten der Oberinnen, sondern auch der Generalkapitel, die nach Erneuerung strebten, auch wenn sie nicht immer die besten Möglichkeiten fanden. Er hob hervor, dass der Reichtum der theologischen Sichtweisen und der Erfahrungen mehr Wertschätzung erhalten müsse, wobei die neuen Texte jedoch nicht im Licht überholter Strukturen und begrenzter Kontakte mit der im Licht Gottes gelebten Wirklichkeit im Licht Gottes gelesen werden dürften;

es sollte auch einen unmittelbaren und positiven Kontakt mit den für diese Entwicklungen Verantwortlichen geben.

Er plädierte dafür, die Ordensfrauen von Seiten der Kongregation anzuhören, für eine gute Zusammenarbeit zum Verständnis der Entwicklung des Ordenslebens und sein theologisches Verständnis, da Gottes Wirken stets neu ist und nicht von vornherein erkannt werden kann. Er sagte, man dürfe sich nicht auf eine Gesetzgebung stützen, die sowohl permanente als auch andere, unwesentliche Elemente kodifiziert hatte. Daher hatte die Kirche die Institute aufgefordert, das Leben und die Konstitutionen im Licht des Evangeliums und des Geistes der Gründer, zu denen das dynamische Element gehört, zu revidieren. Die Kirche hatte die Treue zum Geist der Gründer hervorgehoben – nicht zu seinen historischen Ausdrucksformen, die vom Umfeld abhängig sind. Eine solche starre Treue gegenüber den Formen könnte in Wirklichkeit Untreue gegenüber dem Geist sein. Die Kongregation sollte daher alles, was ihr zur Prüfung unterbreitet wurde, sorgfältig untersuchen, und zwar im Allgemeinen nach einem Weg der Beratung und des Gebets der Oberinnen. Der Weg brachte oft Suche, Ängsten, Leiden mit sich. Gleichzeitig erhoffte man sich einen Dialog *in itinere* auch in Bezug auf die Generalkapitel und auf zu treffende Entscheidungen.

Gleichzeitig wurde die Frage gestellt nach der Beziehung zwischen den Konstitutionen, die den Weisungen des Konzils entsprechend erneuert worden waren, und dem Codex des Kanonischen Rechtes, der gerade revidiert wurde, wobei ein Abschluss dieses Prozesses noch nicht in Sicht war. Er sollte nicht viele Normen über die Ordenskongregationen enthalten, sondern mehr Raum lassen. Ein weiterer Punkt, der auf der Begegnung der Verantwortlichen angesprochen wurde, war die Beziehung zwischen den Kongregationen für die Ordensleute, für die Evangelisierung der Völker und für die orientalischen Kirchen, von denen die jeweiligen Entscheidungen über die Ordensfrauen abhängen konnten. Erzbischof P.A. Mayer klärte die Zuständigkeiten, und es zeichnete sich eine größere Übereinstimmung ab, wobei auch der *Rat der 16* und der *Rat der 18*, die mit der Kongregation für die Ordensleute und mit der Kongregation für die Evangelisierung verbunden sind, einberufen wurden. Der angeknüpfte Dialog erwies sich im Hinblick auf viele konkrete Punkte als vielversprechend.

### **Ordensfrauen und Bischöfe: Erwartungen gestern und heute** *L'Osservatore Romano, 7. Oktober 2015, s. 5*

Im Zusammenhang mit der Erneuerung des Ordenslebens stoßen wir immer wieder auf Überlegungen, die auch zehn Jahre später noch zu denken geben und voller Anregungen sind.

Im *UISG-Bulletin* (1982) wurde der 25. Jahrestag des *Motu Proprio Ecclesiae Sanctae* mit den Normen zur Umsetzung des Dekrets *Perfectae caritatis* kommentiert, wobei die von den apostolischen Gemeinschaften verlangte Erneuerung zur Sprache kam. Auf die theologischen Reflexionen folgte der kritische Beitrag von Sr. Katherine MacDonald: Im Namen mehrerer Generaloberinnen sprach sie über die Erfahrungen in den Beziehungen zwischen Bischöfen und Ordensfrauen, um die Leitlinien *Mutuae relationes* zu vertiefen.<sup>1</sup> Die Ordensfrauen lobten die Anerkennung des Charismas des Ordenslebens in dem Dokument, beklagten jedoch die Betonung der administrativen Rolle des Bischofs sowie die Unklarheit der Strukturen zur Förderung des Dialogs und des gegenseitigen Verständnisses im Hinblick auf gemeinsame Entscheidungen.

Wenig nützliche Erfahrungen boten den Berichten der Betroffenen zufolge die konkreten Beziehungen in einer Zeit der Suche und des Kampfes, die viele Kongregationen betraf. Solange die Erwartungen, die die Ordensfrauen an die Bischöfe stellten, sich darauf beschränkten, dass diese eine wohlwollende und herablassende Haltung gegenüber *den lieben Schwestern* und der *armen Mutter Oberin* einnahmen, statt diesen vielmehr als Personen zu begegnen, mit denen man die Probleme der Ortskirche besprechen und gemeinsam nach Lösungen suchen kann, würde man auf der Ebene gegenseitiger Höflichkeit verharren. Wenn es in den Gesprächen dagegen um die Charismen und um den Pastoralplan der Diözese gehen sollte, sei eine Umkehr im gegenseitigen Umgang und zum Dienst an der Kirche erforderlich. Manchmal fühlten die Ordensfrauen sich ignoriert, weil sie „Römerinnen“ waren oder weil sie keinen Schleier trugen. In selteneren Fällen schlugen die Hirten einen autoritäreren Ton an.

Wenn eine Gemeinschaft sich aus einer Diözese zurückzog – ein für alle Beteiligten stets schwieriger Vorgang – wurde der Dialog noch notwendiger. Bei den zentralisierten Instituten wollte der Bischof sich manchmal nur an die Generaloberin wenden und übergab die intermediären Autoritäten, die seine natürlichen Gesprächspartnerinnen gewesen wären, während von den Ordensfrauen verlangt wurde, intermediäre Gesprächspartner im Glauben anzuerkennen. In internationalen Instituten war es manchmal notwendig, infolge eines Entscheidungsfindungsprozesses den Tätigkeitsbereich zu wechseln, aber nicht immer war der Bischof dazu bereit. Ebenso konnten diözesane Kongregationen von Ordensfrauen für eine bestimmte Aufgabe entstanden sein, und die Bischöfe konnten eine Neuauslegung des Charismas im Licht der Zeit verhindern. „Zuweilen werden die diözesanen Ordensfrauen unter einer Art Vormundschaft gehalten, was durch eine Politik, die ihnen keine Ausbildung gewährt, noch verstärkt wird – so als könnte ihr Charisma nicht erweitert werden durch das Wirken des Heiligen Geistes in ihnen.“

Andererseits erkannten die Oberinnen positive Erfahrungen, die im Gang waren, an: ein fruchtbares gegenseitiges Kennenlernen und die Einladung, sich

an der diözesanen Reflexion zu beteiligen. Die Ordensfrauen baten die Bischöfe, für eine bessere Kommunikation einfacheren Zugang zu ihnen zu bekommen. Außerdem sollten sie sich darum bemühen, das Ordensleben für sich selbst, die Priester und die Seminaristen besser kennenzulernen und ihre Erfahrungen und Gesichtspunkte anzuhören und zu respektieren, um gemeinsam zur Erbauung der christlichen Gemeinschaft beizutragen.

Folgende Bereiche wurden angegeben, in denen gemeinsame Anstrengungen unternommen werden sollten: 1. Die Vergangenheit darf nicht als Höhle für den Winterschlaf betrachtet werden. Man muss sich neuen Gegebenheiten gegenüber öffnen und sich von einigen überkommenen Traditionen distanzieren, denn „die Tradition ist eine Wurzel und keine Fessel: Um unsere Traditionen zu ehren, dürfen wir nicht in ihren Grenzen gefangen bleiben, sondern müssen uns von ihren Fragen inspirieren lassen.“ Im Gegensatz zu früher müssen Ordensfrauen in der Gegenwart nicht „beschützt“, sondern vielmehr angehört werden; man muss ihnen Vertrauen schenken in ihrer Suche nach einem Leben nach dem Evangelium und nach der Mitarbeit an der Sendung der Kirche in der Welt. 2. Die Antwort auf das Zweite Vatikanische Konzil erfordert nicht nur Anpassung, sondern vor allem Erneuerung in Treue zum ursprünglichen Charisma. 3. Die Frage der Universalkirche und der Ortskirche erfordert Einsatz von beiden Seiten. Die Bischöfe dürfen keine starre Haltung einnehmen angesichts der Beweglichkeit der Gemeinschaften im Rahmen ihrer besonderen apostolischen Tätigkeit. Die Ordensfrauen müssen die Notwendigkeit verstehen, in der Ortskirche verantwortungsbewusst konkrete Aufgaben zu übernehmen, und die Bischöfe müssen sich ihre Pflichten gegenüber der Universalkirche bewusst sein.

In der heutigen Welt ist es wichtig, den Völkern Brüderlichkeit zu bezeugen und nationenübergreifend tätig zu sein. Die Ordensfrauen müssen sich daher in die Ortskirche einbinden, ohne zum Privatbesitz zu werden. Gleichzeitig müssen sie in jede Kultur, Nation, Pfarrgemeinde, in der sie tätig sind, die Sichtweise hineinbringen, die sie in ihrer internationalen Gemeinschaft erworben haben. Andererseits muss die besondere Sichtweise des Volkes, mit dem sie in Berührung sind, mit der Universalkirche geteilt werden. Auf diese Weise tragen sie zum Wachstum der christlichen Gemeinde vor Ort und in einer universalen Dimension bei.

Im Bewusstsein, dass die gegenseitige Abhängigkeit der Schlüssel zur Entwicklung ist, baten die Ordensfrauen die Bischöfe um Verständnis und Austausch über ein Thema, das Teil ihrer Berufung war. Bezüglich der heiklen Frage nach der Rolle der Ordensfrauen in der Kirche legte die Referentin die immer noch akuten Schwierigkeiten – zum Beispiel wenn Ordensfrauen Tätigkeiten übernehmen, die bis dahin Priestern vorbehalten waren – der Geschichte und der traditionellen Theologie zur Last. Sie räumte ein: „Wir

haben keine Vorbilder, auf die wir Bezug nehmen können, und so stehen wir vor der furchterregenden Aufgabe, auf der Grundlage unserer eigenen Sichtweise und im Rahmen der Dimension unserer Tätigkeit neue Dienste zu erfinden". Bleibende Zweifel, kaum vorhandene Resultate und ein unverhältnismäßiges Leiden brachten einige von ihnen dazu, den Kampf aufzugeben. Die Bischofskonferenzen und die Konferenzen der Ordensleute, die das Dokument *Mutuae relationes* untersucht hatten, ließen Hoffnungen aufkommen, dass man sich auch weiterhin auf neue Haltungen und konkrete Aktionen hin bewegen würde.

Einige Punkte, die von den Ordensfrauen zur Sprache gebracht wurden, sind heute immer noch aktuell und rufen im Jahr des geweihten Lebens weiterhin dazu auf, die Weisungen des Konzils immer besser umzusetzen.

---

<sup>1</sup> Katherine MACDONALD, *Alcune esperienze sui rapporti tra i Vescovi e le Religiose*, in *UISG-Bulletin* 1982, Nr. 59, S. 15-23.

Schw. Josune Arregui, CCV

Schwester Josune aus der Kongregation der „Carmelitas de la Caridad de Vedruna“ war von 2010 bis 2013 Vorstandssekretärin der UISG.

Original spanisch

**M**it großem Interesse habe ich die drei Artikel gelesen, die Sr. Gracia Loparco im *Osservatore Romano* veröffentlicht hat, als Vorausschau auf ihre wertvolle historische Arbeit über die UISG zum 50. Jahrestages der Union.

Diese Artikel sind gleichsam drei Momentaufnahmen der Geschichte. Sie geben einige Situationen wieder, die die UISG in den letzten 30 oder 40 Jahren erlebt hat. Wenn wir alte Bilder von Angehörigen oder Freunden betrachten, dann kommen wir nicht nur der Vergangenheit der Personen näher, sondern entdecken auch etwas, das in ihrer Gegenwart noch immer vorhanden ist. Die Bilder bringen uns manchmal zum Schmunzeln, aber sie helfen uns auch, dem Geheimnis der Personen näherzukommen. Ich glaube, die Lektüre dieser drei Artikel kann etwas Ähnliches in uns bewirken.

Der erste Artikel greift die Vollversammlung des Jahres 1973 noch einmal auf. In ihr wurden die Grundlagen für die *Beziehungen zwischen dem weiblichen Ordensleben und der Kongregation für die Ordensleute* geschaffen. Von dieser waren Vertreter anwesend, die der Versammlung ganz wunderbar Gehör schenkten.

Der zweite Artikel greift einen Beitrag von P. Marcello de Carvalho Acevedo SJ auf der Vollversammlung von 1975 auf. Vor 500 Generaloberinnen sprach er über „das bestehende Ungleichgewicht zwischen der Zahl der Ordensfrauen gegenüber den Ordensmännern und ihrem Beitrag zur Kirche“. Seine klare Sicht auf die Dinge wird durch die Lektüre 40 Jahre später noch deutlicher.

Und der dritte Artikel basiert auf einem Beitrag von Sr. Katherine MacDonald im *Bulletin* des Jahres 1982 über die *Beziehung zwischen den Ordensfrauen und den Bischöfen*, vom Dokument *Mutuae Relationes* ausgehend, das sie ganz offensichtlich schätzte, jedoch schon damals für ungenügend und aktualisierungsbedürftig hielt.

Die Texte werden in dieser Ausgabe des *Bulletin* veröffentlicht und stehen allen zur Verfügung. Trotzdem wurde ich eingeladen, meine eigenen Gedanken dazu wiederzugeben. Ich werde zunächst meine Eindrücke wiedergeben und mich dabei an einige Punkte halten, die meine Aufmerksamkeit geweckt haben. Anschließend werde ich versuchen, die damalige Situation mit der heutigen zu vergleichen, und abschließend möchte ich von diesen Momentaufnahmen ausgehend etwas Licht auf die Identität der UISG werfen.

## Eindrücke

Es lohnt sich, sich den 30 oder 40 Jahre zurückliegenden Ereignissen in den Vollversammlungen der Generaloberinnen zuzuwenden, die von einer noch jungen und vom starken Impuls zur Erneuerung, der vom Zweiten Vatikanischen Konzil ausging, motivierten UISG einberufen wurden. Es lässt uns die Jahre noch einmal erleben, in denen wir von einem neuen Ordensleben träumten, das stärker am Evangelium ausgerichtet ist und auf die Welt antwortet. Der vom Konzil ausgehende Impuls zur Erneuerung hatte auch in den Charismen des Ordenslebens Fuß gefasst. Ich bewundere den Mut und die Kühnheit jener Generaloberinnen und Leiterinnen der UISG, die dafür kämpfen mussten, nicht nur den Erneuerungsprozess in ihren eigenen Kongregationen erfolgreich voranzubringen, sondern dies auch im Namen der ganzen Union taten, angesichts der Starrheit der Kirche, die sie in ihren Strukturen wahrnahmen.

Ich habe die Erinnerung an jene Jahre genossen, aber dennoch hinterlässt die Lektüre bei mir einen bittersüßen Geschmack. Mutlosigkeit überkommt mich bei der Feststellung, dass die Vertreterinnen der Ordensfrauen bereits vor 40 Jahren die Kirche um mehr Dialog und Kommunikation, größere Beteiligung an den Strukturen, eine Reflexion über die Rolle der Frau in der Kirche etc. gebeten haben. Es kommt mir vor wie eine altbekannte Leier, die wir so oft gehört haben, dass meine Hoffnung, sie möge eines Tages Wirklichkeit werden, immer schwächer wird.

Wir wollen jedoch einige Aspekte betrachten, die bei der Lektüre der Artikel zutage treten.

## Charisma und Kirchenrecht

Der vom Konzilsdekret *Perfectae caritatis* aufgezeigte Weg der Erneuerung setzte schnell die „Hinwendung zu den Ursprüngen“ – Evangelium und Charisma – in Gang, ebenso wie die Öffnung gegenüber der modernen Welt und ihrer neuen Werte. Man sieht jedoch, dass die von den Kongregationen vorgeschlagenen Veränderungen oft in Konflikt gerieten mit den Rechtsnormen eines noch nicht erneuerten Kirchenrechts, dessen Modell des weiblichen Ordenslebens das monastische Modell war. In der Zeit nach dem Konzil, als innerhalb der Kongregationen viele Spannungen aufkamen, wollten die Generaloberinnen die Einheit und nicht die Einförmigkeit erhalten, in die sie sich durch die kirchenrechtliche Norm hineingezwängt fühlten. Sie forderten die Betonung der

wesentlichen Elemente des Ordenslebens, damit die erneuerten Konstitutionen die Dynamik des Charismas zeitgemäß zum Ausdruck bringen konnten.

Die Vertreterinnen der Ordensfrauen wagten es in der Versammlung von 1973, die Kongregation für die Ordensleute auf ihre Sendung hinzuweisen, indem sie sagten, dass sie sich von der Kirche nicht so sehr rechtliche Normen und Einschränkungen erhofften, sondern vielmehr am Evangelium orientierte Weisungen; dass die kirchenrechtliche Ebene Raum lassen müsse für den Ausdruck des Charismas eines jeden Instituts; dass sie Treue zum Geist der Gründer verlangten und nicht zu seinen historischen Ausdrucksformen, denn die Tradition sei eine Wurzel und keine Fessel, die das Charisma daran hindert, seine Möglichkeiten als Antwort auf die Welt zu entfalten.

Jenen, die das Neue als vorübergehende „Erfahrungen“ bezeichneten, die nach gewisser Zeit wieder Normen unterworfen werden müssten, hielten sie entgegen, dass Gottes Handeln sich beständig erneuert und nicht von vornherein bekannt sei. Daher bedürfe es des Dialogs und einer „stets voranschreitenden Erneuerung“.

## **Beziehungen zur Kurie und zu den Bischöfen**

Dies war in den letzten 50 Jahren ein immer wiederkehrendes Thema, und auch in diesen Momentaufnahmen taucht es wieder auf, wenngleich mit unterschiedlichen Nuancen. Im Jahr 1973 wurde die Kurie um mehr Dialog und Kommunikation gebeten, um mehr Vertretung in den Strukturen und Konsultation bei Fragen, die die Ordensfrauen betreffen. Diese wollten an den Vorbereitungssitzungen der Synoden teilnehmen etc. Zehn Jahre später sagte sie im Hinblick auf die Beziehung zu den Bischöfen, dass es ihnen nicht um Schutz, Höflichkeit und Wohlwollen gehe, die ihnen von Seiten einiger Bischöfe entgegengebracht wurden, sondern darum, wirklich als gleichwertige Gesprächspartnerinnen gehört und an der Suche nach Lösungen beteiligt zu werden und an der Sendung der Kirche in der Welt mitzuwirken. *Mutuae relationes* versuchte, diese Form der Beziehungen zu erleuchten und den Weg zu ebnen, aber aufgrund ihrer Erfahrungen verspürten die Ordensfrauen die Notwendigkeit, zu neuen Haltungen und Einstellungen zu gelangen.

## **Die Frau in der Kirche**

Das allem Gesagten zugrundeliegende Thema ist die unersetzliche Rolle der Frau, die die Kirche in ihrer Komplementarität bis heute nicht anerkennt. Es wurde sehr deutlich dargelegt von P. Carvalho Azevedo in einer Versammlung des Jahres 1975, wo er die bestehende Ungleichheit einer ungenügenden, inadäquaten und von ihren Ursprüngen her „männlich geprägten“ Ausbildung der Ordensfrauen zuschrieb. Ihre Isolierung von der Welt führte wiederum dazu, dass deren Probleme nicht erkannt wurden, und die Folge all dessen war ein gewisser Infantilismus sowie eine unterschwellige Geringschätzung der Ordensfrauen in der Kirche, trotz



der theoretischen Anerkennung ihrer Gleichheit und Würde.

Abschließend sagte er, dass er, um die Gleichheit und die Befreiung der Frau in der Kirche zu erlangen, eine „gleichzeitige Befreiung des Mannes von seinem Herrschafts- und Hegemonieanspruch“ für notwendig erachtete. Er forderte eine „Kulturrevolution“, die eine neue Menschheit hervorbringen sollte, die in der Lage ist, die Gesellschaft und die Kirche zu erneuern.

Sehr provozierend erschien es mir, vor 500 Generaloberinnen, die teilweise aus sehr entlegenen Teilen der Welt angereist waren, zu behaupten, dass angesichts dieser Situation, die die Ordensfrauen an den Rand drängte und diskriminierte, eine passive Unterordnung unter den „männlichen Überlegenheitsanspruch“ wahrzunehmen sei.

Ich frage mich, wie die Teilnehmerinnen an jener Versammlung auf diese Analyse der Situation der Ordensfrau in der Kirche und die Forderung nach einer neuen Menschheit reagiert haben. Viele waren mit diesem Bild zweifellos einverstanden und klagten diese Zustände selbst an; andere waren wohl etwas „erschüttert“ über diese Analyse, die ihnen eben deshalb neuartig erscheinen musste, weil die institutionalisierte Unterordnung sie bis zu diesem Augenblick daran gehindert hatte, eben dies in Betracht zu ziehen; einige wenige nahmen vielleicht daran Anstoß und reagierten defensiv gegen diese „destabilisierende“ Revolution.

## 40 Jahre später

Der Vergleich zwischen den beschriebenen Situationen und der Gegenwart drängt sich geradezu auf. Wie gesagt kommt uns diese Leier allzu bekannt vor. Wir wiederholen sie bis heute, aber wir können nicht sagen, dass sich in der Kirche in Bezug auf das weibliche Ordensleben nichts geändert habe und alles immer noch genauso sei wie vor 40 Jahren.

Die Zahl der Ordensfrauen, die „aufgewacht“ und sich bewusst geworden sind, dass sie in der Kirche an den Rand gedrängt werden, ist heute viel größer, auch wenn es immer noch Gruppen gibt, die den männlichen Überlegenheitsanspruch passiv hinnehmen. Was die Ausbildung der Ordensfrau betrifft, so ist sie mit Sicherheit heute viel umfassender und zeitgemäßer als damals, auch wenn sie in einigen Kongregationen aufgrund der Unmittelbarkeit der apostolischen Tätigkeit leider immer noch sehr eingeschränkt ist. Auch ist sie immer noch ebenso „männlich geprägt“ wie bereits damals beklagt wurde.

Dass dieses „Erwachen“ zunehmend auch bei Kirchenmännern stattfindet, halte ich für noch wichtiger. Ich glaube nicht, dass sie in der Mehrheit sind, denn es ist nicht einfach, sich selbst von einem Status zu befreien, der sie privilegiert, aber die Geschichte geht weiter und die Entwicklung der Rolle der Frau in der Zivilgesellschaft klagt das patriarchalische Bollwerk, das unsere katholische Kirche ist, immer stärker an.

In der Kongregation für die Ordensleute gibt es – endlich! – auch einige dieser „erwachten“ oder sich der Situation bewussten Männer, und die weibliche Präsenz, ihre Konsultation, ihre Vertretung und der notwendige Dialog werden Wirklichkeit. Man kann jedoch nicht sagen, dass der tiefe Wandel, die notwendige „Kulturrevolution“ bereits an den Wurzeln angekommen ist. Ich würde sagen, dass wir auf einen Wandel der Strukturen zugehen, denn diese sind immer zäher als Personen. Es ist ein langsamer Weg, der sich trotz der Schritte, die bereits unternommen wurden, und der bestehenden Hoffnung sich dennoch als ungenügend erweist. Sogar Papst Franziskus sagt, dass dies „eine Herausforderung ist, die nicht aufgeschoben werden darf“, und er ist überzeugt von der „dringenden Notwendigkeit, der Frau in der Kirche Raum zu geben“ (7.2.2015).

Was wir in den letzten Jahren zwischen den Bischöfen und den Ordensfrauen in den Vereinigten Staaten erlebt haben, war paradigmatisch für diese inadäquate Beziehung, die zur klaren Konfrontation wurde. Viele von uns Ordensfrauen haben sich mit der LCWR nicht nur solidarisch gefühlt, sondern mit ihr identifiziert. Sie haben nach dem Evangelium, kirchlich und mutig gehandelt. Ihre Haltung gegenüber der Gesellschaft war zeugnishaft, und die gegenwärtigen Leiter der Kirche konnten den Konflikt friedlich und in gegenseitiger Anerkennung beilegen. Meiner Ansicht nach haben die Ordensfrauen „gewonnen“, die Auseinandersetzung hat sie gestärkt, und sie haben eine positive Spur hinterlassen auf diesem Weg, auf dem wir langsam voranschreiten.

## Die Identität der UISG

Wir haben gesagt, dass wir auf alten Fotos etwas von der Gegenwart der Personen erkennen. Ebenso können wir, wenn wir diese Momentaufnahmen der UISG betrachten, einige Wesenszüge der Union erkennen.

### *Der Wandel*

Bekanntlich ist die Internationale Union der Generaloberinnen vor 50 Jahren entstanden – das feiern wir derzeit mit Freude –, genau an dem Tag, an dem das Zweite Vatikanische Konzil, dieses große kirchliche Ereignis, abgeschlossen wurde: am 8. Dezember 1965.

Durch diesen Ausgangspunkt trägt die UISG den Wandel in ihrer DNA: Sie gründet auf einem dynamischen Element und ist berufen, jene kirchliche Erneuerung in Gang zu setzen, die der Heilige Geist durch das Konzil eingegeben hat. Die UISG hat diese Erneuerung als ihre Sendung angenommen und hat die Leiterinnen des weiblichen Ordenslebens in diesen 50 Jahren bei der Orientierung ihrer Ordensfamilien auf dem Weg des Dialogs zwischen der radikalen Nachfolge Jesu und dem Aufbau des Reiches Gottes in der heutigen Welt begleitet. „Schöpferische Treue“ nennt es das Apostolische Schreiben *Vita consecrata* (37).

## **Die Union**

Die *Union* aller Leiterinnen weiblicher Kongregationen – wie es sie für die männlichen Kongregationen bereits gab – wurde notwendig. Strukturen wurden ausprobiert; zunächst mit Vertreterinnen der internationalen Kongregationen mit Sitz in Rom, dann mit Vertreterinnen anderer Kontinente. Im Laufe der Jahre wurden die sogenannten „Konstellationen“ oder Unionen in großen Ländern oder zusammenhängenden geographischen Gebieten geschaffen, die durch Delegierte der UISG koordiniert und geleitet wurden. Nach und nach entstand ein mächtiges Netzwerk, das 2000 Generaloberinnen miteinander verband, die wiederum eine Million geweihter Frauen in der ganzen Welt vertraten. Auch wenn die Zahl heute geringer ist, so ist die Union auch weiterhin eine große internationale Schwesternschaft, die in ihrer scheinbaren Diskretion eine unbestreitbare Kraft besitzt.

Die alle drei Jahre stattfindenden Vollversammlungen in Rom haben im Laufe der Jahre den Weg als kirchliche Union sichtbar zum Ausdruck gebracht. Die Begegnungen waren stets anregend und die Themen eindrucksvoll und attraktiv. Der gegenseitige Austausch über die Erneuerungsprozesse war bereichernd und wurde immer notwendiger für jene, die an der Front standen. Jede Vollversammlung säte Samen aus, die in den verschiedenen Ländern zu Programmen geworden sind und in jeder Teilnehmerin den Mut wachsen ließen, das apostolische Ordensleben zu fördern, begleitet von einer starken internationalen kirchlichen Gruppierung mit zahlreichen Mitgliedern.

Ein einfacher *UISG-Bulletin*, der in sechs, bis vor kurzem noch in sieben, Sprachen übersetzt wird, hat im Laufe der Jahre den Reichtum dieser Begegnungen gesammelt und vielen anderen Menschen zugänglich gemacht und hat versucht, die neuen Fragestellungen von den verschiedenen Kontinenten her zu beantworten.

Der Sitz der UISG im Herzen von Rom, der von allen unterstützt wird, hat die Union als Ort der Begegnung effizient und sichtbar gemacht und hat seine Türen geöffnet für zahlreiche Begegnungen von Kommissionen (JPIC, Erziehung und Bildung, Gesundheit, interreligiöser Dialog), Projekte (Talitakum, Solidarity South Sudan), Fortbildungsgruppen verschiedener Sprachen, Begegnungen mit Bischofskonferenzen verschiedener Länder auf ihren Besuchen bei der römischen Kurie etc..

## **Dialog mit der Kirche**

Wie aus den Artikeln hervorgeht, hat die Union den notwendigen Dialog mit der Kirche ermöglicht. Die römische Kurie, die bereits zur Union der männlichen Kongregationen (USG) in Beziehung stand, nahm die Notwendigkeit wahr, auch das apostolische weibliche Ordensleben als Ganzes als Gesprächspartnerin zu haben. Sie war es auch, die die Initiative ergriffen und die ersten Schritte zu ihrer Errichtung unternommen hat.

Der Dialog wird seit fast 50 Jahren aufrechterhalten und hat stets Früchte

getragen. Schon bald bekam er eine Struktur im *Rat der 16* zusammen mit der männlichen Union und hat interessante gemeinsame Reflexionen ermöglicht und vor allem eine Annäherung und die gegenseitige Wertschätzung der Personen.

### ***Eingliederung in die Welt***

„In der Welt sein ohne von der Welt zu sein“ ist ein Wesenszug des apostolischen Ordenslebens, den ich nicht unerwähnt lassen möchte, obgleich er in den Artikeln nicht direkt behandelt wird. Er war jedoch in der Reflexion und den Untersuchungen der UISG stets vorhanden. Wir haben bereits gesagt, dass im Kirchenrecht dem weiblichen Ordensleben das *monastische Modell* zugrunde lag, das dem apostolischen Ordensleben praktisch aufgezwungen wurde. Um dieses zu den Ursprüngen und zur „Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse“ (PC 2) zurückzuführen, entdeckte man, dass seine charismatische Öffnung gegenüber der Welt andere „Formen“ der Nachfolge verlangte, die nicht mit der *fuga mundi* zusammenpassten.

Die Spannungen sowohl in den einzelnen Kongregationen als auch in der Kirche als solcher zwangen die UISG wiederholt, die apostolische Spiritualität zu vertiefen, um durch die Erneuerung der *Formen* die *grundlegende* radikale Nachfolge nicht zu verlieren. Die Option für die Armen, der Einsatz für die Gerechtigkeit (die Synode zu diesem Thema wurde 1971 gefeiert) sind oft Thema der Begegnungen in der beständigen Suche nach neuen charismatischen Antworten, und die UISG sagt ganz klar, dass ihre Begleitung auf ein *apostolisches* weibliches Ordensleben ausgerichtet sein muss, das im Dialog mit der heutigen Welt steht und ihr dient.

Die UISG hat einen äußerst interessanten Abschnitt ihrer Geschichte in Treue gelebt. Vor ihr liegt jetzt ein anderer Weg in einer neuen Welt, mit einer anderen Landkarte des Ordenslebens, mit einem drastischen Rückgang der Zahlen im Westen, mit dem unablässigen Schrei der neuen Ausgegrenzten. Angesichts dieser ungewissen Zukunft wird die UISG weiter vorangehen in ihrer ursprünglichen Berufung zur Erneuerung. Sie wird Bande zwischen den Kongregationen knüpfen, im Streben nach einer schöpferischen Treue in der Nachfolge Jesu in der Kirche und im Dienst der heutigen Welt.

# EXPERTEN DES GEMEINSCHAFTLICHEN LEBENS?

Schw. Marie Laetitia Youchtchenko, OP

*Schw. Marie Laetitia gehört der Kongregation der Dominikanerinnen an. Sie lebt seit 1987 in Rom, wo sie unterrichtet und als Übersetzerin und Dolmetscherin tätig ist. Außerdem leitet sie Einkehrtage in Pfarrgemeinden und Ordensgemeinschaften.*

*Original französisch*

**P**apst Franziskus ruft uns auf, „Experten des gemeinschaftlichen Lebens“<sup>1</sup> zu werden! Das ist ein hochgestecktes Ziel: Experten sind Menschen, die ihren Fachbereich perfekt meistern und Anderen den Weg weisen können, da sie ihnen in ihrem Bereich um Längen voraus sind... Experten des gemeinschaftlichen Lebens? Im Allgemeinen würden wir eher sagen, dass wir „auf dem Weg zum gemeinschaftlichen Leben“ sind, denn wir wissen, dass unser Ordensleben ein lebenslanger Prozess ist, der uns lehren soll, was „lieben“ in Wahrheit bedeutet... Bittet der Papstes uns also um etwas, das unrealistisch oder unmöglich ist?

In seinem letzten Gebet, in seinem Zwiegespräch mit dem Vater vor seinem Leiden gibt Jesus uns einen Schlüssel, der uns in das Geheimnis der Gemeinschaft eintreten lässt: „Alle sollen eins sein: Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein.“<sup>2</sup> Von aller Ewigkeit her schenkt der Vater sich dem Sohn und der Sohn sich dem Vater hin. Der Vater nimmt den Sohn an, und der Sohn nimmt den Vater an: Der Vater ist im Sohn, und der Sohn ist im Vater, und aus diesem liebevollen Austausch geht der Heilige Geist hervor. Wenn wir dieses Geheimnis betrachten, dieses „Wie“ hören, dann erkennen wir, dass die Gemeinschaft eine übernatürliche Wirklichkeit ist, die tief in unser Inneres eingeschrieben ist, gleichsam ein Aufruf: Sie ist tatsächlich unsere erste Berufung – wir sind als Abbild eines dreifaltigen Gottes erschaffen und erwarten die Fülle unseres Daseins, wenn wir wir er leben, „in seiner Liebe bleiben“<sup>3</sup>... Und die Liebe ist die Dynamik der gegenseitigen Hingabe und Annahme, die den Vater und den Sohn vereint und an der teilzuhaben wir berufen sind.

Ein großes Paradoxon und gleichzeitig ein innerer Kampf für die meisten gottgeweihten Personen ist die Tatsache, dass wir uns schwertun, diese Gemeinschaft im konkreten Alltag unserer Gemeinschaften zu leben, trotz unseres

aufrichtigen Wunsches, Christus nachzufolgen und wirklich ein am Evangelium ausgerichtetes Leben zu führen... Wir haben das theoretische Wissen, wir ergründen das Wort Gottes, wir diskutieren gemeinsam über Themen wie Intergenerationalität oder Interkulturalität, aber oft leiden wir darunter, dass wir einander nicht verstehen, uns nicht vorbehaltlos hinschenken können, die anderen verändern wollen statt sie so anzunehmen wie sie sind. Oft schleicht sich Individualismus ein; oft widmen wir uns lieber vollständig unserem Apostolat oder unseren Aufgaben als den Brüdern und Schwestern, die uns nahe sind. Mutter Teresa von Kalkutta sagte jedoch immer wieder: „Liebe beginnt zuhause“!<sup>4</sup>

Um in das Geheimnis der Gemeinschaft einzutreten, ist es meiner Ansicht nach sehr wichtig, die Dimension der Annahme immer wieder zu betonen<sup>5</sup>, denn wenn „lieben bedeutet, alles zu hinzugeben, sich selbst hinzugeben“<sup>6</sup>, dann droht unsere Hingabe ohne Annahme zur Suche nach uns selbst zu werden: Manchmal gibt es uns viel Freude – oder auch Selbstzufriedenheit – zu schenken, zu dienen, nützlich zu sein! Nur wer mit Einfachheit annehmen kann, kann mit Demut schenken. Ohne Annahme droht unsere Hingabe einseitig zu werden und den Menschen, dem wir helfen wollen, zu unterdrücken. Und ebenso kann unser Dienen ohne Annahme besitzergreifend werden (*mein* Refektorium, *meine* Bibelgruppe...). Die Annahme läutert unsere Hingabe durch die Öffnung des Herzens, wenn wir darauf achten, was der andere zu geben bereit ist... Die Hingabe antwortet auf die Frage: „Was kann ich für den Anderen tun?“ Zur Annahme gehört jene Einfühlsamkeit, die nicht nur fragt: „Was kann ich für dich tun?“, sondern auch: „Was würdest du gerne für mich tun?“<sup>7</sup> – der Wunsch, den anderen wertzuschätzen, ihm die Freude zu bereiten, Gutes zu tun, zu geben, zu lieben.

### „Ja, danke!“

Es ist viel spontaner und einfacher zu sagen: „nein danke“! Wir haben dafür zahlreiche und vielleicht durchaus berechtigte Gründe, wengleich wir sie uns nicht immer eingestehen: Das bekomme ich allein hin; es geht schneller, es selbst zu tun als anderen zu erklären, was sie zu tun haben; wenn ein anderer es tut, muss ich es trotzdem überprüfen; ich habe Elemente, die du nicht hast, um die Situation zu verstehen; ich *will* alles tun, was ich *noch tun kann*; du hast schon genug eigene Arbeit und so weiter... Letzlich ziehen wir so die Effizienz der Gemeinschaft vor und werden zu weniger glaubwürdigen Zeugen des Evangeliums und der Liebe, also der Fruchtbarkeit unseres Lebens. Unterschwellig bringen wir dadurch auch zum Ausdruck: „Ich brauche dich nicht.“ Bedeutet die Annahme des Anderen nicht auch, *glücklich* zu sein, ihn zu brauchen? Maria, das vollkommenste aller Geschöpfe, brauchte Josef. Und Jesus, der Herr der Geschichte und König des Universums, brauchte seine Eltern und seine Freunde ebenso wie die Frauen, die ihn auf seinem Weg begleiteten. Auch heute noch zählt er auf uns... Könnten wir uns vorstellen, dass Jesus zu Simon von Kyrene sagt: „nein, danke“?

Wer die Chance hat, in einer Gemeinschaft zu leben, hat die Chance, der Welt zu sagen: Ich brauche meine Brüder, meine Schwestern, nicht nur *allgemein*, sondern *einen jeden und eine jede von ihnen*. Nicht weil er oder sie mir einen Dienst erweist – das wäre keine Annahme, sondern Utilitarismus –, sondern für das, was er oder sie ist. Er oder sie ist ein Geschenk des Schöpfers, das mich bereichert; sein oder ihr Gesichtspunkt, der anders ist als meiner, lädt mich ein, mein Herz zu öffnen; gemeinsam mit anderen lassen sich Dinge besser durchdenken als allein; wir verstehen die Botschaft Jesu Christi nicht auf dieselbe Weise, und das spornt mich an, weiter zu suchen, um immer tiefer in das Geheimnis der Liebe einzudringen... Um Experten des gemeinschaftlichen Lebens zu werden, sollten wir daher nicht zögern, öfter zu sagen: „Ja, danke!“ Ja, ich nehme die Hilfe an, die du mir anbietest; ja, ich nehme die Idee an, die du mir unterbreitest; ja, ich nehme die Zeit an, die du mir schenken willst... Jedes *Ja* ist Vertrauen, jedes *Ja* ist Wertschätzung des Anderen: Ich gebe ein wenig von mir selbst auf, um dir mehr Raum zu geben, um dir die Freude zu bereiten, geben zu können. Jedes *Ja* ist eine Art der Liebe, weil es bedeutet: „Ich brauche dich“, und weil es uns in der Demut wachsen lässt. Es gibt drei Grade der Liebe: die bedürftige Liebe, die dienende Liebe, die wertschätzende Liebe<sup>8</sup>. Die Gemeinschaft gehört zur Ebene der wertschätzenden Liebe, denn Wertschätzung ist Hingabe und Annahme zugleich: Ich schenke dir mein Vertrauen, und ich nehme dich so an, wie du bist, und nicht so wie ich dich gern hätte...

### Ein Beispiel: der Kaktus

Wenn wir in diese Logik der Annahme eintreten, verstehen wir nach und nach, dass auch in der Abhängigkeit viel Liebe liegt: nicht nur in der Tatsache, die Abhängigkeit anzubieten (denn auch das Angebot ist Hingabe), sondern in der Abhängigkeit als solcher. Oft hören wir, wie jemand sagt: „Ich möchte von niemandem abhängig sein“, „Ich bete darum, niemals bettlägerig zu werden“... Auch wenn diese Ängste verständlich sind, glaube ich dennoch, dass es nie zu früh ist, mit Abhängigkeit „zurechtzukommen“ und sie als festen Bestandteil der Liebe zu betrachten und nicht als Defekt. Mit anderen Worten: Abhängigkeit kann als Annahme in Reinform betrachtet werden, mit all der Hingabe und dem Vertrauen, das sie mit sich bringt... Wir dürfen keine Angst haben, Andere anzunehmen, wir dürfen keine Angst haben, voneinander abhängig zu sein! Auch wenn wir auf unseren Beinen nicht mehr laufen können, wenn unser Kopf nichts mehr geben kann, haben wir dennoch immer noch ein Herz, um andere anzunehmen... wie kleine Kinder.<sup>9</sup> Wir müssen unser Herz daran gewöhnen, offen zu sein! Wenn wir die Gemeinschaft leben, dann trifft uns die Abhängigkeit im Alter oder durch Krankheit nicht mehr unvorbereitet, sondern sie wird unsere Form der Liebe sein, bis zum letzten Atemzug. Schon seit unserem Noviziat wissen wir, dass Heiligkeit keine Frage des *Tuns* ist, sondern um des *Geschehenlassens*: Es geht nicht darum, die Vollkommenheit zu suchen, sondern

Gott in uns wirken zu lassen... Aber vom Wissen zur wahren Hingabe zu gelangen: Daran müssen wir das ganze Leben lang arbeiten!

Wir hatten bereits Gelegenheit, uns über jene Menschen zu wundern, die bei allen für ihren ruppigen Charakter bekannt sind, jedoch zum Vorbild an Sanftheit und Geduld werden, wenn sie bettlägerig sind... Ich frage mich, ob diese Fügsamkeit nicht manchmal Frucht eines langen Kampfes ist, den sie ihr ganzes Leben lang im Verborgenen geführt haben – eines Kampfes, der sie dahin geführt hat, ihre Schwierigkeiten in ganzer Fülle anzunehmen, um sich ganz der Barmherzigkeit zu überlassen. Diese Menschen mussten über lange Zeit unangenehme Bemerkungen in ihrem Umfeld ertragen und wussten, wie demütigend es ist, mit „Achtung, Kaktus!“ etikettiert zu sein, und trotz aller Bemühungen ständig um Vergebung bitten zu müssen für ihre Launenhaftigkeit... Vielleicht haben sie sich sogar gefragt, warum für „die Anderen“ alles so einfach zu sein schien... Sie haben in der Stille ihres Gebets geweint, sie haben Gott inständig gebeten, sie von ihrem Charakter zu befreien, und sie haben gehört: „Meine Gnade genügt dir; denn sie erweist ihre Kraft in der Schwachheit.“<sup>10</sup> Sie haben ihre Stacheln behalten, sind aber trotz allem ihrer Berufung treu geblieben, da sie wussten, dass in jedem Kaktus sich ein kostbarer Tropfen Wasser verbirgt, der aus ihrer Nähe zur Barmherzigkeit kommt, und dass daraus die Fruchtbarkeit ihres ganzen Lebens aufgekeimt ist – eine Fruchtbarkeit, die den Menschen verborgen, aber in der Gemeinschaft der Heiligen wirklich vorhanden ist. Wenn sie erst einmal ihres *Tuns* beraubt, völlig enteignet, ans Bett gefesselt und abhängig sind, müssen diese Menschen nichts Anderes tun als sich ebenso der Gnade zu überlassen wie sie es heimlich schon immer getan haben, trotz ihres ruppigen Wesens. Ihre Schwachheit hat für die Gnade geöffnet: Jetzt nehmen sie die Pflegebedürftigkeit an wie sie einst die Barmherzigkeit angenommen haben...

### **Die Annahme der Vielfalt oder das Symphonieorchester**

Kürzlich sagte mir eine Schwester auf einem internationalen Treffen: „Immer wird vom Reichtum der Vielfalt geredet. Ich sage gern, dass ich mich wohler fühle mit Menschen, die mir ähnlich sind! Vielfalt empfinde ich als lästig und anstrengend: Ich würde mich gern zur Fürsprecherin für den Reichtum der Ähnlichkeit machen.“ Provokation? Gewiss. Dürfen wir diese Reaktion aber einfach so abtun? Hat sie nicht vielleicht einfach nur das ausgesprochen, was viele insgeheim denken? Lautet nicht ein Sprichwort: „Gleich und gleich gesellt sich gern?“

Tatsache ist, dass uns die Vielfalt nicht auf Anhieb gefällt. Sie bringt uns aus dem Konzept. Wir leben mit Menschen zusammen, die wir uns nicht ausgesucht haben, die die Dinge anders sehen als wir, die anders denken als wir, die anders funktionieren als wir – Menschen verschiedener Generationen und Nationalitäten, die anders erzogen wurden, eine andere theologische Ausbildung haben... Die



Vielfalt verunsichert uns in dem Maße, in dem sie unsere eigenen Ansichten in Frage stellt. Wenn wir uns in unserem Umfeld (und in unseren Gemeinschaften) umschauen, stellen wir dann schnell fest, dass auf Unterschiede oft mit Dominanz – der Schwächere muss nachgeben –, Ausgrenzung – wir leben in repektvoller Distanz zueinander – oder sogar mit Eliminierung – du störst mich, darum musst du schweigen, musst du verschwinden – reagiert wird.

Ist es für unterschiedliche Menschen also unmöglich, in Gemeinschaft zusammenzuleben? Das oft zitierte Bild vom Symphonieorchester<sup>11</sup> sagt uns das Gegenteil: Nein es ist nicht unmöglich. Aber schwierig. Ebenso wie die Harmonie ist die Gemeinschaft Frucht einer langjährigen, anspruchsvollen, beharrlichen Arbeit... Unsere Symphonie ist das Evangelium; Christus ist der Komponist und gleichzeitig der Dirigent. Mehr noch: Er ist die personifizierte Musik. Jeder von uns spielt seinen Part an dem Ort, an den er gehört; die Qualität des Ganzen hängt nicht nur vom Bemühen jedes Einzelnen ab, sondern vor allem von der Liebe aller zur Musik, vom Willen aller, dem Dirigenten zu folgen, wobei das gemeinsame Ziel die Schönheit der Symphonie ist. Wenn ein Musiker lauter spielt als die anderen, wenn jemand nicht auf die anderen Musiker hört, wenn das Triangel sich an die Stelle der Oboe setzen will, wenn das Klavier mehr Zeit damit verbringt, das Spiel der Harfe zu kritisieren, als seinen eigenen Part zu spielen, oder wenn der Konzertmeister (die erste Geige, die den Ton angibt) sich für den Dirigenten hält, dann wartet man vergeblich auf eine gelungene Symphonie!

Interessanterweise fällt zum Abschluss unserer Kapitel oder Versammlungen oft der Satz: „Was uns vereint, ist wichtiger als dass, was uns trennt.“ Wir heben die geschwisterliche Atmosphäre hervor, das gegenseitige Zuhören, das Streben nach dem Gemeinwohl, die schöne Liturgie, unsere Treue zum Charisma, unsere Freude darüber, geweihte Personen zu sein... Diese Begegnungen sind besondere Augenblicke, Augenblicke der Gnade: Sie gestatten uns, zur Quelle unserer Berufung zurückzukehren und eine starke Gemeinschaftserfahrung zu machen, über unsere Unterschiede hinaus... Sie rufen uns das Wesentliche ins Gedächtnis: die Symphonie, die wir gemeinsam spielen sollen. Und sie geben uns Gelegenheit, uns wieder zu fragen, was unser Leben *wirklich* sein soll: ein von individuellem Ehrgeiz geprägter Weg oder die *Nachfolge Christi*, in der wir einander gegenseitig stützen, um gemeinsam zur ewigen Gemeinschaft zu gelangen?

### « Duc in altum »

Papst Franziskus' Aufforderung, Experten des gemeinschaftlichen Lebens zu sein, stellt uns also die Größe unserer Berufung vor Augen – mit all ihrer Schönheit und all ihren Schwierigkeiten. Die Herausforderung besteht darin, in der Tiefe zu leben, in jener inneren Zelle, in der die Dreifaltigkeit wohnt, wo wir umhüllt sind von der Barmherzigkeit, und wo der Geist der Liebe uns mit seinen Gaben erfüllt... In der Tiefe leben bedeutet, Gereiztheit, heftige Reaktionen,

Vorurteile, Misstrauen zu überwinden, um die Ebene unseres Willens zu erreichen, auf der wir *aus eigenem Entschluß* lieben. Dieser Entschluss muss beständig erneuert werden, so wie wir beständig unser *Ja* zur Weihe erneuern. In der Tiefe leben bedeutet, nicht andere ändern zu wollen, sondern nur sich selbst, die tägliche Aufforderung zur Umkehr ernst zu nehmen und auf Christus zu hören, der „gütig und von Herzen demütig“<sup>12</sup> ist. In der Tiefe leben bedeutet, überzeugt zu sein, dass „absolute Gleichartigkeit unfruchtbar ist. Nur der Wandel ist schöpferisch. Das Anderssein ist unverzichtbar für die Gemeinschaft. Das Staunen setzt den Unterschied voraus.“<sup>13</sup> Gott hat *gewollt*, dass wir verschieden sind, damit wir einander brauchen und so in Gemeinschaft leben können<sup>14</sup>. Daran wollen wir denken, wenn wir beten: „Dein Wille geschehe“! Der Wille Gottes ist meine Heiligkeit, die Heiligkeit meiner Brüder und Schwestern, unser ewiges Heil in der Gemeinschaft... Fahren wir also „hinaus auf den See“<sup>15</sup> und nehmen wir einander wirklich an, ohne uns damit zu begnügen, zum Geburtstag ein exotisches Gericht zu kochen oder im Offertorium einen liturgischen Tanz einzufügen...

Beispielsweise können wir uns fragen: Auf welchem Niveau kommunizieren wir miteinander? Einigen Gemeinschaften genügt das Niveau der gegenseitigen Information zur Organisation des Tagesablaufs. Mit etwas Routine im Gemeinschaftsleben respektiert jeder den Anderen, die Rollen sind je nach Aufgabenbereichen verteilt, so dass niemand sich in den Bereich des anderen einmischt und alles reibungslos abläuft... Aber das ist keine Gemeinschaft. In der Tiefe leben bedeutet, das Risiko einzugehen, das zum Ausdruck zu bringen, was wir denken oder fühlen, – im Bewusstsein, dass wir uns der Ablehnung, dem Unverständnis oder dem Urteil unserer Brüder und Schwestern aussetzen... Die Gemeinschaft ist immer ein großes Risiko: Wenn wir zum Ausdruck bringen, was wir denken oder fühlen, schenken wir uns damit unseren Brüdern und Schwestern hin. Wenn wir anhören, was sie uns mitteilen wollen, nehmen wir sie an. Das erfordert viel Freiheit (und daher Demut); einen offenen Geist, die Bereitschaft, seine Meinung zu ändern; ein offenes Herz, das versucht zu verstehen und empathisch zu sein; es erfordert großes gegenseitiges Vertrauen. Dieses Vertrauen muss im Gebet verankert sein – unter dem Blick dessen, der uns auserwählt hat und uns vereint. Es bedarf eines ruhigen Herzens, um den anderen in voller Wahrheit mit der Liebe zu betrachten, die ihn existieren lässt, die ihn wachsen lässt, staunend das Werk Gottes in ihm zu betrachten. Und der Friede im Herzen kommt aus der absoluten Gewissheit, dass wir unendlich geliebt werden für das, was wir sind: Diese Gewissheit kommt aus dem Hören des Wortes Gottes, das sich den Weg bahnt im Gebet, gespeist aus der Eucharistie...

Eine übernatürliche Wirklichkeit bedarf übernatürlicher Mittel! Die Gemeinschaft ist ein Geschenk, das von oben kommt: Bitten wir darum im *Vaterunser*; appellieren wir täglich mit Nachdruck und Beharrlichkeit an den

Geist der Gemeinschaft<sup>16</sup>, der uns zu lieben lehrt; ahmen wir die Demut und Fügsamkeit der Jungfrau Maria, Notre Dame de l'Accueil [dt.: Unsere Liebe Frau von der Annahme] nach... Lasst uns, um Experten des gemeinschaftlichen Lebens zu sein, die Gnade unserer Ordensweihe erneuern und neu entdecken. Öffnen wir heute unser Herz immer weiter für die unentgeltliche und barmherzige Liebe unseres Gottes, auf dass unser Leben zur Eucharistie wird: Selbsthingabe bis ins Letzte und unablässiger Dank.

<sup>1</sup> Papst Franziskus, *Apostolisches Schreiben zum Jahr des geweihten Lebens*, 21. November 2014, I.2.

<sup>2</sup> Joh 17,21.

<sup>3</sup> Vgl. Joh 15,9.

<sup>4</sup> "Liebe beginnt zuhause, und es geht nicht darum, wieviel wir tun, sondern wieviel Liebe wie in unser Handeln einfließen lassen."

<sup>5</sup> In der Spiritualität gibt es zwar zahlreiche Bücher über die Hingabe, aber nur wenige Werke, die sich mit der Annahme als wesentliche Dimension der Liebe befassen.

<sup>6</sup> Vgl. Therese von Kinde Jesus, *Poésies*, Cerf DDB, 1979, S. 247.

<sup>7</sup> Lk 18, 41.

<sup>8</sup> Vgl. Ein Karthäuser (Un Chartreux), *Vers la maturité spirituelle*, Presses de la Renaissance, 2002, S. 33.

<sup>9</sup> Vgl. Ps 131 (130),2; Mt 18.3.

<sup>10</sup> 2Co 12, 9

<sup>11</sup> Siehe zum Beispiel Papst Franziskus' *Ansprache an die Teilnehmer an der 37. Nationalversammlung der charismatischen Bewegung „Rinnovamento nello Spirito Santo“*, 1. Juni 2014.

<sup>12</sup> Mt 11,29.

<sup>13</sup> Vgl. Jean-Noël Bezançon, *Dieu n'est pas solitaire*, Paris, DDB, 1999, S. 21.

<sup>14</sup> Vgl. Katharina von Siena, *Gespräch von Gottes Vorsehung*, Nr. 148.

<sup>15</sup> Lk 5,4.

<sup>16</sup> „Lasst euch vom Geist leiten ... Die Frucht des Geistes aber ist Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut und Selbstbeherrschung“ (Gal 5,16.22-23). Beschränken wir unser Gebet zum Heiligen Geist nicht auf die Augenblicke, in denen wir Entscheidungen treffen müssen, oder auf unsere Zusammenkünfte!

# GIBTES EINE MYSTIK DER GRENZEN? WELCHE GRENZEN MUSS DAS ORDENSLEBEN ÜBERSCHREITEN?

Schw. Pepa Torres Pérez, ApCJ

*Schw Pepa Torres Pérez ist Ordensfrau der Kongregation der „Apostólicas del Corazón de Jesus“. Sie ist Theologin und Sozialpädagogin sowie Professorin am Institut für Pastoral in Madrid. Mehr Informationen unter <http://pepatorresperezblog.blogspot.com>.*

Dieser Vortrag wurde verfasst für die europäische Begegnung zum Thema IMMIGRATION UND GRENZEN, die im Mai 2015 von den „Helferinnen der Seelen im Fegfeuer“ in Madrid organisiert wurde.

*Original Spanisch*

***Um an der Grenze zu überleben, muss man ohne Grenzen leben, wo die Wege sich kreuzen.*** (Gloria Anzaldúa)

**E**ine Reflexion über die Grenzen darf weder aseptisch noch neutral sein: Wenn wir über sie und insbesondere über jene sprechen, die ihr Leben aufs Spiel setzen, um sie zu überwinden, müssen wir sie hinterfragen und uns mit unserem Leben positionieren. Dieser Text soll uns helfen, unsere Beweggründe für den interkongregationalen Einsatz gegen die Grenzen zu stärken und diese nicht nur als physische, geographische oder politische Wirklichkeit zu verstehen. Denn gleichzeitig sind sie vor allem ein „Ort“, an dem neue Identitäten entstehen können: Grenzidentitäten.

## **Die Grenzen und ihre Bedeutung. Die Grenze als Identität**

Grenzen sind eine greifbare, physische und politische Wirklichkeit – sie trennen Menschen voneinander. Für viele Personen sind sie ein unüberwindbares Hindernis; für andere die große Gelegenheit. Es sind Orte an denen Menschenrechte verletzt werden und Menschen den Tod finden – wie gegenwärtig im Mittelmeer, dessen Tiefen zum größten Massengrab der Welt geworden sind. Sie sind auch ein mächtiges Symbol für die Perversität des Kapitalismus, der Güter frei zirkulieren lässt, nicht

aber Menschen: Diese werden im Meer ihrem Schicksal überlassen. Ihnen werden Aufnahme und humanitäre Hilfen verweigert, wie es leider täglich immer wieder vorkommt<sup>1</sup>; oder illegale Camps, in denen Menschen zusammenkommen, um sie zu überwinden, werden zerstört, wie auf dem Berg Gurugú an der Südgrenze Europas.<sup>2</sup>

Die Grenzen sind auch ein Geschäft, und zwar nicht nur für kriminelle Organisationen, sondern auch für die Staaten, wie die französische Journalistin Claire Rodier in ihrem Buch *Xenophobie Business* anklagt.<sup>3</sup> Es gibt *sichtbare Grenzen*, wie die 14 Kilometer zwischen Tanger und Tarifa, oder der Zaun und Stachelfraht in Ceuta y Melilla. Und es gibt *unsichtbare Grenzen*, die deshalb jedoch nicht weniger pervers sind und keine geringere Kontrolle ausüben, wie die Kriminalisierung der Emigration und ihre Stigmatisierung: Sie wird als Bedrohung der europäischen Grenzen aufgefasst oder zum Sündenbock der Krise gemacht. Eine machtvolle unsichtbare Grenze ist der Rassismus von Seiten öffentlicher Organe: etwa rassistische Razzien, Ausschluss aus der Gesundheitsfürsorge oder *Bürgerrechte ersten Ranges* für Autochtone und ein *zweit- oder drittrangige Bürgerrechte für Migranten*.<sup>4</sup> Und selbst wenn man die Staatsbürgerschaft besitzt – so sagt Hiba, eine marokkanische Freundin, die seit über 20 Jahren in Spanien lebt –: Wann hört man auf, Ausländerin zu sein? Die unsichtbaren Grenzen gehörten zur täglichen Erfahrung von María Zambrano<sup>5</sup>, der Madrider Philosophin, die zur Auswanderung ins Exil gezwungen war wie viele Frauen, die heute um Asyl bitten:

*„... Schon als ich die Stadt betrat, wusste ich: Auch wenn ihre Bewohner sehr barmherzig sind und ihr König freundlich lächelt – sie werden uns nicht den Schlüssel zu unserer Wohnung geben. Nie kam jemand auf uns zu und sagte: Hier ist der Schlüssel zu eurer Wohnung, ihr braucht nur noch einzutreten.*

*Es gab Menschen, die uns die Tür öffneten und uns zum Essen einluden, uns Gastfreundschaft und vieles mehr erwiesen. Wir waren Gäste, wurden eingeladen. Das wollten wir jedoch nicht. Wir wollten ihnen etwas geben, denn wir brachten etwas mit, was sie zuhause nicht hatten: etwas, das nur der Entwurzelte besitzt, der Rastlose, der eines Tages mit leeren Händen dasteht, ohne Heimat, der gespürt hat, dass der Himmel ihn trägt.“*

Grenzen sind jedoch auch Ort der Transgression und des Ungehorsams gegenüber der ungerechten Ordnung, Räume der Resilienz und der Kreativität, wo Menschen sich mischen, miteinander verbünden und alternative Lebensformen hervorbringen. Sind sind Ort der Offenbarung Gottes, der Verkündigung, dass *die Liebe existiert* und Mensch wird, in die menschliche Hölle hinabsteigt, die die Grenzen unter vielen Aspekten ebenfalls sind.

Daher sind die Grenzen auch Gottes Aufschrei angesichts der strukturell ungerechten Unordnung unserer Welt. Der christliche Gott ist also auch ein Gott der Grenzen, wie die Theologin Mercedes Navarro sagt: „*Ich glaube an den Gott der Grenzen: ein Außenstehender, ein Gestrandeter in den Nächten von Madrid, Paris, Rom und New York, an den ruandischen, bosnischen, muslimischen und palästinensischen Gott.*“<sup>6</sup> Und ich füge hinzu: *an den Gott, der uns anspornt und stützt im Kampf gegen die Grenzen, denn kein Mensch darf illegal sein.*

Wenn wir Ordensleute uns heute dieses Glaubensbekenntnis zu eigen machen, werden wir daher zu *Grenzbewohnern* – aber nicht, um sie zu rechtfertigen, sondern um sie als Enklaven des Leidens, des Unrechts und der institutionalisierten Gewalt niederzureißen, wie Jesus als Paradigma für eine Grenzidentität es getan hat.

### **Jesus: eine Grenzidentität**

Das Evangelium nach Matthäus berichtet von der Zwangsmigration Jesu und seiner Familie nach Ägypten aufgrund eines Genozids, das von einem unrechten Gesetz angeordnet wurde (vgl. Mt 2,14-15). Dasselbe Schicksal erleiden viele Familien in der heutigen Welt. Jesus war ständig unterwegs und überschritt Grenzen – nicht um sie zu rechtfertigen, sondern um sie zu überwinden und die Universalität der Guten Nachricht des Evangeliums zu verkündigen und sie zu *Brücken und Orten der Begegnung* zu machen. Dieses Abenteuer bringt auch uns dazu, Grenzen zu überschreiten und von ihnen durchquert zu werden.

Vor einigen Jahren lernte ich von einem baskischen Freund die Bedeutung des Wortes „mugarari“ in seiner Sprache: Frauen und Männer, die nachts helfen, Grenzen zu überschreiten: Sie errichten Brücken anstelle von Wällen und Mauern. Um eine Brücke zu bauen, *muss man jedoch dahin gehen, wo die trennende Kluft ihre Wurzeln hat.* Man muss sich auch auf den Gipfel wagen. Dafür muss man sich herausfordern lassen und zwischen Legalität und Gerechtigkeit unterscheiden und *über die politische oder religiöse Korrektheit hinausgehen*, wenn die Würde des Menschen und das Leben der Ärmsten der Armen auf dem Spiel stehen: So bezeichnen die spanischen Bischöfe die Migranten in dem Dokument *Servidores de los pobres* [dt.: Diener der Armen]. Um Brücken zu bauen braucht man daher solide Fundamente: eine Identität, die nicht hinter Panzerglas verschlossen ist, sondern eine offene, nomadische Identität, im Bewusstsein, dass unser Dasein nie verschlossen ist und die Würde des Menschen über den geltenden Gesetzen steht. *Das Recht, Rechte zu haben*, ganz gleich wo wir geboren sind, ist eine Form, die Liebe in ihrer staatsbürgerlichen und politischen

Dimension zu verteidigen und zu leben.

Jesus ist der *mugalar* schlechthin, der Mittler: „*Er vereinigte die beiden Teile (Juden und Heiden) und riss durch sein Sterben die trennende Wand der Feindschaft nieder. Er hob das Gesetz samt seinen Geboten und Forderungen auf, um die zwei in seiner Person zu dem einen neuen Menschen zu machen. (...) Ihr seid also jetzt nicht mehr Fremde ohne Bürgerrecht, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes*“ (Epheser 2, 14-15, 19). Die Annahme der Immigranten gehört also zu den Aspekten, in denen der christliche Glaube wahrhaftig wird, denn Christus identifiziert sich mit ihnen (vgl. Matthäus 25, 41). Daher sind die Grenzen mehr als ein Ort. Die Grenzen sind eine Identität, die uns selbst zum „Übergang“, zur „Brücke“, zur *Annäherung an Randgebiete und Unterschiede* macht, und von denen wir geformt werden. José Luis Sampedro zufolge<sup>7</sup> können wir von der Grenze als Metapher für das Menschliche her zwei Lebensstile oder zwei Identitäten unterscheiden: die Grenzidentität und die Zentrumsidentität.

Diesem Autor zufolge betrachtet die Grenzidentität das Fremde als Bereicherung, Unterschiede als Chance und Herausforderung, um schließlich das Leben darauf zu stützen. Denn so groß die Grenzen auch sind – sie sind kein Grund, das zu ignorieren, was jenseits von ihnen liegt, oder diesem gegenüber gleichgültig zu sein. Vom Zentrum aus betrachtet wird das „Eigene“ zur einzigen Welt. Eine Grenzidentität ist im Wesentlichen ambivalent und spannungsgeladen, weil sie zwischen dem Ursprünglichen und dem Neuen hin- und herschwankt. Auch wenn sie vom Zentrum her angezogen wird, so liegt ihr Schwerpunkt doch am Rand. Sie ist daher offen und dynamisch gegenüber dem Anderen und dem Unvorhergesehenen. Die Zentrumsidentität ist im Gegensatz dazu stabiler, hat eine Abneigung gegen die Mobilität oder wehrt sich sogar gegen sie, denn hält sie glaubt, diese könne das Wesen des Ganzen – als dessen Hüter sie sich traditionell fühlt – unterminieren. Wenn ihre Autorität nachlässt und der Versuchung nachgibt, ihre Grenzen zu überschreiten, dann tut sie es, um sie zu verletzen, um die eigene Jurisdiktion zu erweitern und anderen ihre Ansichten und Weltanschauung aufzuzwingen. Ihre Dynamik liegt mehr in der Bewahrung als in der Veränderung, und oft ist ihr Ungerechtigkeit lieber als Unordnung.

Durch die Betrachtung der Wirklichkeit und der Metapher der Grenze aus weiblicher Perspektive heraus erhält diese andererseits eine machtvolle politische und symbolische Bedeutung aufgrund der Folgen, von denen der Leib derer, die sie zu überschreiten wagen, oft gezeichnet ist.<sup>8</sup> Aber auch vom postkolonialen Feminismus her werden die Grenzen als Orte der Prüfung und der „Zähmung“ wahrgenommen: Sie fordern uns auf, die Angst vor dem „Unreinen“ und der Vermischung mit anderen zu verlieren – die Angst

davor, „mit anderen gekreuzt zu werden“. Dadurch, dass wir sie überschreiten und entschlossen in ihnen verweilen, können wir also ihre Logik der Ausgrenzung überwinden und uns der Neuheit gegenüber öffnen, die als Kreuzung von Gedanken, Weltanschauungen, Emotionen, Kämpfen und Mitstreitertums des Lebens zum Ausdruck kommt. In diesem Sinne sprechen Autorinnen wie Gloria Anzaldúa von „Grenzidentitäten“<sup>99</sup> in Bezug auf Situationen, in denen viele Frauen sich befinden, die kulturelle und soziale Grenzen überschreiten – oder Grenzen, die das Geschlecht, die Hautfarbe, die Sexualität und die Klasse betreffen – und die Notwendigkeit erkennen, unser Denken und Handeln auf eine neue Sichtweise der Unterschiede auszurichten: Diese sollen nicht als Spaltung betrachtet werden, sondern als Quelle neuer Taktiken und Strategien zur Bekämpfung von Patriarchalismus, Rassismus und wirtschaftlicher Unterdrückung.

Auch das Ordensleben entsteht in der Kirche als Grenzberufung. Es kommt aus dem Wirken des Heiligen Geistes und der menschlichen Freiheit, um dem Reich Gottes zu dienen an den Grenzen des Systems – dort, wo Menschen verletzt sind –, als demütiges Zeichen dafür, dass es im Herzen Gottes kein Drinnen und Draußen, keine Randgebiete gibt. Das ist unser Ursprung und der Sinn unseres Daseins. Die Grenze ist daher der lebenswichtige Hintergrund des Ordenslebens, und daher kann von den Grenzen her auch unsere Identität zur *Grenzidentität* werden. Jesus ist die Grenzidentität schlechthin. Die Universalität der Liebe, die er in seiner Identifikation mit dem Vater erfahren und empfangen hat, zieht ihn zu den physischen (geographischen, politischen), aber auch zu den religiösen und symbolischen Grenzen seiner Zeit, um sie zu überwinden. Auf diesem Weg begegnet er Frauen, die ihn aufgrund ihres Ausgegrenztseins und ihrer Fähigkeit zur Grenzüberschreitung herausfordern: der Samariterin (Joh 4,5-24), der blutflüssigen Frau (Mt 2,21-43), der Syrophönizierin (Mt 15,21-28), der Frau mit dem Salböl (Lk 7,36-39; 44-50) und weiteren. Durch sie überwindet er die Grenzen des vom Gesetz Vorgeschiedenen und des „politisch und religiös Korrekten“. Er selbst wird von dieser Begegnung berührt und verweist auf sie als Bilder der Universalität der barmherzigen Liebe des Vaters. Anhand zweier von ihnen – der Samariterin und der Syrophönizierin – wollen wir jetzt einige grundlegende Elemente aufzeigen, die uns helfen sollen, eine Mystik von den Grenzen her zu leben.

### **Grenzen überwinden Hand in Hand mit der Samariterin (Joh 4,5-42)**

Das erste, was in diesem Text ins Auge fällt, ist die Absicht Jesu,



durch Samaritanen zu ziehen, ein kulturelles und religiöses Grenzgebiet, das jeder gute Jude vermeiden musste, um nicht davon verunreinigt zu werden. Jesus hat jedoch keine Angst, seinen Glauben und seine kulturelle Identität im Gespräch preiszugeben, sondern strebt sogar danach. Er empfindet das Andere nicht als Bedrohung, sondern als Chance zu Begegnung und Beziehung. In diesem Sinne bricht Jesus mit Tabus und Vorurteilen gegenüber jenen, die als Feinde des Glaubens oder der kulturellen Identität Israels wahrgenommen werden. Sein Blick geht über die herrschenden Klischees hinaus und erfasst das Geheimnis der tiefen Würde, die dem menschlichen Herzen und den Kulturen zugrundeliegt. Er hat auch keine Angst, seine eigene Wahrheit und Verletzlichkeit ganz einfach zu zeigen und seine Bedürfnisse mitzuteilen: *Jesus, der müde und durstend zum Brunnen gekommen ist, wendet sich an die Samaritanerin und sagt zu ihr: Gib mir zu trinken. Das heißt: Hilf mir, ich brauche dich, um den Durst nach Gerechtigkeit und Brüderlichkeit in unserer Welt zu stillen*". Er tut dies vertrauensvoll und wendet sich an die Frau *auf Augenhöhe*, ohne jegliche Überheblichkeit, ohne Vorurteile aufgrund von Herkunft, Religion oder Geschlecht und ohne ihr ihre obskure Vergangenheit vorzuwerfen.

Die Behandlung ohne jegliche Verurteilung, die tiefe Beziehung, das Zuhören und die Achtung offenbaren der Frau ihre tiefste Wahrheit und lassen sie neue Dimensionen ihrer selbst und des Geheimnisses erkennen, bis sie ihn schließlich fragt: *Wo und wie soll man Gott wirklich verehren?* Die Antwort Jesu bricht mit jedem religiösen und kulturellen Exklusivismus: Gott muss im Geist und in der Wahrheit verehrt werden, dort wo Authentizität, Transparenz vorhanden ist, wo die Wahrheit aufscheint, die tiefste Authentizität des Menschen. Es gibt keinen privilegierten Ort oder Raum ohne diese unverzichtbare existentielle Haltung: *es im Geist und in der Wahrheit zu tun*. Und das ist für jeden Menschen, jedes Volk und jede Kultur der Erde möglich. Diese Begegnung verwandelt die Frau von Grund auf und macht sie zum Kanal der Barmherzigkeit Gottes gegenüber der Menschheit.

Die Begegnung dieser Frau mit Jesus lässt uns eine erste Grenze erkennen, die das Ordensleben überwinden muss: die Grenze zwischen dem Eigenen, dem Westlichen, das als das Beste und als Paradigma des Humanen betrachtet wird, und dem Anderen (andere Religionen, andere Kulturen, andere Kontinente, andere Menschen), die als bedrohlich oder als untergeordnet wahrgenommen werden – also in getrennten Welten zusammenleben, statt – wie die Zapatisten sagen – *in einer Welt, die viele Welten umfasst*, und wo alles voneinander abhängt.

Diese Grenze hat auch mit dem Aufbau des Gemeinsamen aus der

## Gibt es eine mystik der grenzen?

Vielfalt zu tun. Dazu müssen wir offen sein für die Dimension der „Vermischung“ im Sein und im Handeln. Wir müssen furchtlos eintreten in die Kultur des „*inter*“, in den Genuß der Gemeinschaft, die nicht die Summe dessen ist, was identisch ist. Vielmehr müssen wir *Gemeinschaft schaffen aus der Vielfalt unseres menschlichen Daseins heraus*, müssen einander als Brüder erkennen, als Abbild Gottes, ihm ähnlich, als Subjekte mit Möglichkeiten, Verantwortungen und Rechten, unabhängig davon, wo wir geboren sind. Daher kann kein Leben mehr wert sein kann als andere.

Der Gott Jesu ist der Gott der Beziehung, der Gemeinschaft, der Liebe. Wenn wir ihn in der Geschichte bekennen und ihm dienen, dann bringt er uns dazu, die Vielfalt als seine Erscheinungsform anzunehmen und an *der lebenswichtigen Dynamik des „inter“* teilzuhaben: am Interkulturellen, am Interreligiösen, am Intergenerationalen, am Interkongregationalen. So können wir in neuen Formen des Lebens und der Mission weiter fortschreiten, die wir mit anderen Männern und Frauen teilen, um auf Gottes leise Stimme in den ausgegrenzten Menschen und Kulturen gemeinsam zu antworten. Wenn wir diesen Weg gehen, werden wir erfahren, dass unsere Identität nicht zerstört wird, sondern erweitert und bereichert wird, indem sie neue Gesichter und Elemente aufnimmt im Dialog mit dem Anderen, was uns größere Demut und Dankbarkeit für die empfangenen Gaben schenkt.

### **Grenzen überwinden Hand in Hand mit der Syrophönizierin (Mt 15,21-28)**

Jesus begegnet dieser Frau, indem er Grenzen überwindet. An einer geographischen Grenze, in einer Situation existentieller Grenzen (die Sorge um ihre kranke Tochter) und an einer religiösen und kulturellen Grenze (sie Heidin, er Jude, sie Frau und er Mann). Jesus teilt die Wertehorizonte seines Volkes, um mit der Wirklichkeit konfrontiert zu werden. Daher erscheint ihm ihr Verhalten anfangs unzumutbar: Sie bricht in sein Leben herein und verlangt die Heilung ihrer kranken Tochter. Jesus wird durch die grenzüberschreitende Form, in der die Frau sich ihm nähert, aus dem Konzept gebracht. Die Frau handelt in einer Weise, die vom religiösen, kulturellen und androzentrischen jüdischen Schema her ungehörig ist und die Jesus sagen lässt: „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt“ (Mt 15,24). Man könnte sagen, dass Jesus im ersten Moment die Forderung dieser Frau nicht versteht: „Es ist nicht recht, das Brot den Kindern wegzunehmen und den Hunden vorzuwerfen“ (Mt 15,26). Daher widerspricht er ihr so hart. Er antwortet ihr mit einem übernommenen Satz, einem Klischee, einem Topos, den er durch seine ethnozentrische Prägung

verinnerlicht hat.

Über diese erste spontane Reaktion hinaus sieht er jedoch die tatsächliche Wirklichkeit dieser Frau in Fleisch und Blut: ihre Würde, ihr Leiden, ihre Sturheit und ihre Authentizität zeugen davon, dass sie sich bewusst ist, dass die Frohbotschaft von Gott kommt und von keiner Kultur, keiner Religion und keinem Geschlecht monopolisiert werden kann, sondern allen gehört, die Horizonte erweitert. Diese Begegnung lehrt uns über Jesus von Nazaret und auch über uns, dass keine Identität in sich geschlossen ist, sondern dass unsere Identität „im Werden“ und „im Wande“ begriffen ist. Sie ändert sich mit jeder Begegnung mit denen, die anders sind als wir, insbesondere mit den Ausgegrenzten.

Der Text zeigt uns einen Jesus, der sich verändert, der lernt, der seine Auffassung von der Wirklichkeit und vom Heil ändert. Seine Identität ist keine verschlossene Identität, sondern sie wird ständig geformt von der Wirklichkeit und den Begegnungen mit den Menschen, durch die der Vater ihm neue Aspekte seiner Barmherzigkeit offenbart. Die argumentative Kraft der Wirklichkeit dieser Frau mit all ihrer Würde und ihrem Leiden und ihrer Art, ihm entgegenzutreten und Alternativen zu suchen, bringt die Sichtweise Jesu *in eine Krise*, ändert seine Schemen. Im Evangelium nach Matthäus ist die Begegnung Jesu mit dieser Frau die Trennlinie zwischen einem Vorher und einem Nachher. Sie bricht mit der Exklusivität Israels. Die Texte, die diesem folgen, zeigen daher vor allem die neue Ordnung auf, die Jesus einführt – eine Ordnung, die mit allen Grenzen und mit jedem – auch religiösen – Elitedenken bricht.

In beiden Texten überschreitet Jesus religiöse, kulturelle und geschlechtsbezogene Grenzen, und er tut dies mit absoluter Achtung: Er erkennt *den anderen*, in diesem Falle *die beiden anderen Frauen* als *Gesprächspartner auf Augenhöhe* an. Er sucht keinen selbtherrlichen Monolog, sondern den Dialog, und in diesem Dialog ist es grundlegend zuzuhören und sich von der Wirklichkeit des/der anderen in Frage stellen zu lassen. Jesus belehrt nicht in dogmatischer Form, sondern er lässt sich in einer Begegnung und Beziehung berühren und hinterfragen. Jesus wird in seiner Brüderlichkeit bewegt vom Leiden der Menschen und von ihrer Sehnsucht nach Befreiung, von der gebrochenen Würde des Bruders oder der Schwester, das innere Gesetz der Liebe (Röm 13,8.10). Das Liebesgebot ist für Jesus das einzige Gebot. Seine ganze Existenz ist Gehorsam gegenüber einem Gott, der die Liebe ist und Mensch wird, und der daher seinen konkret Ausdruck findet im *Ungehorsam gegenüber Lieblosigkeit, Gewalt und Unrecht*. Sein *Ja* enthält viele *Neins*. Unsere Nachfolge Jesu ist ein *Ja zur Liebe* und braucht daher viele *Neins* in unserem Namen und zivilen Ungehorsam gegenüber ungerechten Gesetzen.

## Gibt es eine mystik der grenzen?

Die Begegnung zwischen Jesus und dieser fremden heidnischen Frau fordert uns auf, die Würde der Person über Regeln und Gesetze, Geld, politische und wirtschaftliche Interessen zu stellen, denn die Legalität ist fast nie gerecht, und *kein Mensch darf als illegal oder als nicht zu uns gehörig erklärt werden*. Letztlich fordert sie uns auf, die politische Dimension der Liebe wiederzuerlangen und die Annahme, die Gastfreundschaft und die Tischgemeinschaft auch aus dieser Perspektive heraus konkret zu leben und es gemeinsam zu tun in einer Kultur der Netzwerke. Wir müssen unser Leben, unsere Kämpfe, unsere Träume, unsere Emotionen und unsere Komplizenschaft mit jenen teilen, die Grenzen überschreiten und ihre Gewalt anklagen.

Von den Grenzen her kommen auch prophetische Stimmen wie die unseres Bruders, Erzbischof Agrelo von Tanger, der uns in Erinnerung ruft:

*„Als Gläubige haben wir die Pflicht, die entmenschlichende Perversion der Grenze selbst zu erfahren, um den Opfern beizustehen. Und die Gnade Gottes, die Kraft seines Geistes fordern uns auf, dort als Zeugen einer neuen Menschheit unsere Verantwortung für die Armen und für das Evangelium, das uns für sie anvertraut wurde, zu übernehmen. Die Perversion der Grenzen ist nicht vorübergehend, und ebensowenig sind es Unrecht, Gewalt, Ausbeutung und Arroganz, die sie in Räume des Todes verwandelt haben. Unsere Grenzen sind Friedhöfe, die nie geschlossen werden. Wir wissen einfach nicht, welcher Name oder welche Zahl als Nächstes auf die Totenliste gesetzt werden muss.“<sup>10</sup>*

Wir dürfen daher nicht am Rande der Dynamik der Ungerechtigkeit und der Gewalt unserer Welt stehen, wie Papst Franziskus immer wieder betont.<sup>11</sup> Die Kirche und alle Gemeinschaften, aus denen sie sich zusammensetzt, sind aufgefordert, Grenzen zu überwinden, um die mütterliche und fürsorgliche Liebe Gottes zur ganzen Menschheit zum Ausdruck zu bringen. Sorge tragen, schützen, helfen, Leiden lindern, wie der Samariter es tat, gehören zu den Aufgaben des Ordenslebens an den Grenzen (Lk 10,25-37), aber ebenso gehören dazu anklagen, verlangen, fordern, dass Befreiung, Menschenrechte und soziale Gerechtigkeit nicht im Besitz einiger weniger sein dürfen, während für andere nur Brotkrumen übrig bleiben. Daher müssen wir Ordensleute wie die Syrophönizierin auch über das politisch Korrekte hinausgehen und den Dienst der Empörung und der Anklage übernehmen, denn kein Mensch ist illegal, und das Bürgerrecht muss ein universales Recht sein, denn kein Stacheldraht ist spitz genug, um den Hunger der Menschen und ihren Überlebenskampf zurückzuhalten. Und in ihnen ist Gott „erneut Mensch geworden“.<sup>12</sup>

Ich schließe mit einem Gedicht, mit dem wir im Dezember 2014 in Madrid eine Demonstration gegen die Abschiebung im Schnellverfahren beendet haben. Es entstand aus Ungehorsam gegen die Ley Mordaza, das spanische Polizeistaatsgesetz:

*Wir nehmen alle auf, die über das Meer kommen und über Zäune klettern*

*Und dabei ihr Leben aufs Spiel setzen.*

*Verloren, verletzt, geschlagen*

*Im Angesicht der globalisierten Gleichgültigkeit der Golfspieler:  
ungerührt, unmenschlich...*

*Im Angesicht derer, die Gesetze erlassen oder Gesetzen folgen,  
die uns zu neuen Sklaven machen wollen.*

*Wir nehmen*

*Mit Umarmungen und als Komplizen der Rebellion,  
alle auf, die ankommen: mit leerem Blick, aber mit dem Kompass  
im schlaflosen Herzen  
und die sich trotz allem aufrecht halten.*

*Wir werden alle ihre Narben liebkosen,  
Und ihr Schmerz und unser Gedenken wird unendlich sein  
Um jene, die nie zurückkehren werden,  
vom Meer verschlungen oder an Pfählen umgekommen,  
während in der Ferne  
die Arme leer bleiben von so viel Hoffnung.*

*Wir werden alle aufnehmen,  
die ankommen und den Traum einer Welt ohne Grenzen mitbringen,  
wir auch wir ihn auf dieser Seite haben...  
denn es gibt nur eine Seite.*

*Und unsere Umarmung wird komplizenhaft sein und stärker als die  
Zäune,  
denn beim Ruf „Bossa“ werden wir sie für immer niederreißen...*

<sup>1</sup> Seit dem Abschluss der Operation „Mare Nostrum“ im November 2014 gibt die Operation „Tritón“, die von „Frontex“ ins Leben gerufen wurde, dem Grenzschutz Priorität, nicht der Rettung von Menschenleben. Vgl. *Informe Derechos*

*Humanos en la Frontera Sur*, 2015. Asociación Pro-Derechos Humanos de Andalucía.

<sup>2</sup> Mehr Informationen darüber in *Vidas en la frontera Sur*, Informe del Servicio Jesuita Migrante, 2014.

## Gibt es eine mystik der grenzen?

- <sup>3</sup> Claire RODIER, *Xenophobie Business. Wer profitiert vom Grenzregime?*, Unrast, Münster 2015.
- <sup>4</sup> Siehe die Daten im *III Informe de las Brigadas Vecinales de Observación de los Derechos Humanos (2012-2014)*, in <http://brigadasvecinales.org> y por la plataforma *Yo si sanidad universal*, en <http://sanidaduniversal.net>.
- <sup>5</sup> Maria Zambrano, *La tumba di Antigone*, 1967.
- <sup>6</sup> Mercedes NAVARRO, *Siete palabras de Mercedes Navarro*, Madrid, PPC, 1996, 92.
- <sup>7</sup> Ich folge bei diesen Überlegungen den Anusführungen von José Luis Sampedro in seiner Antrittsrede vor der Real Academia Española:  
[http://www.rae.es/sites/default/files/Discurso\\_Ingreso\\_Jose\\_Luis\\_Sampedro](http://www.rae.es/sites/default/files/Discurso_Ingreso_Jose_Luis_Sampedro)
- <sup>8</sup> Sonia HERRERA, *Atrapadas en el Limbo. Mujeres, migraciones violencia sexual*, Cuadernos de Cristianismo y Justicia, 187, Barcelona, 2013.
- <sup>9</sup> Gloria ANZALDÚA, "Los movimientos de rebeldía y las culturas que traicionan", en AAVV, *Otras inapropiables. Feminismos desde las fronteras*. Madrid, Traficantes de sueños, 2004.
- <sup>10</sup> Santiago AGRELO, *Con Cristo contra las fronteras; en*  
<http://www.vidareligiosa.es/blogs/guantedeseda/>
- <sup>11</sup> „Kirche ohne Grenzen, Mutter aller“. Botschaft von Papst Franziskus zum Welttag des Migranten und Flüchtlings (2015).
- <sup>12</sup> Ignatius von Loyola, *Geistliche Übungen*, Echter, Würzburg 2008.

## UISG-VOLLVERSAMMLUNG 2016

9.-13. Mai 2016

**Ort: Hotel Ergife, Rom****Thema: Globale Solidarität für das Leben knüpfen**

1. Globale Solidarität für das Leben ... für den Planeten
2. Globale Solidarität für das Leben ... mit denen, die in den Randgebieten leben
3. Globale Solidarität für das Leben ... durch unser gemeinschaftliches Leben und Zeugnis als Ordensfrauen

*Im Rahmen unserer Vollversammlung werden wir das Jubiläum der UISG feiern und eine Audienz bei Papst Franziskus haben.*

***Wir freuen uns, Sie in Rom zu begrüßen.***



## Jubiläum der UISG 1965-2015

Die UISG feiert die ersten 50 Jahre ihres Lebens im Dienst an den geweihten Frauen der Welt. Im Dezember 1965, gegen Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils, ging aus dem Dialog zwischen den Konzilsvätern und der Kongregation für die Ordensleute (SCR) die Notwendigkeit hervor, ein internationales Forum für die Ordensfrauen zu schaffen, die mit dem Erneuerungsprozess begannen. Von Anfang an bestand das Ziel der UISG darin, ein internationales Forum zu schaffen, das den Ordensfrauen helfen sollte, miteinander, mit den kirchlichen Autoritäten sowie mit den internationalen Organisationen zu kommunizieren. Das Jubiläum beginnt am **12. Dezember 2015** mit einer Eucharistiefeier in der Kirche „Santa Maria in Traspontina“ in Rom unter Vorsitz des Präfekten des Dikasteriums für das geweihte Leben, Kardinal João Braz de Aviz, und wird bis zur Vollversammlung der UISG, die vom 9. bis zum 13. Mai 2016 in Rom stattfinden wird, andauern. Wir haben ein Logo für das Jubiläum entworfen und bitten Sie, es in den verschiedenen Materialien zu benutzen. Außerdem entsteht derzeit ein Buch über die Geschichte der UISG. Für die Mitglieder der UISG ist dies eine Zeit der Feier, der Danksagung, der Bewertung und der prophetischen Vorausschau.

## „Neue Sichtbarkeit für die UISG“: ein Kommunikationsbüro

Am ersten September habe wir Patrizia Morgante im Team der UISG als Kommunikationsbeauftragte begrüßt und ihr die Aufgabe anvertraut, „die UISG sichtbarer zu machen“. Patrizia gehört dem Laienstand an, ist Erzieherin und Psychologin und hat einen Bachelor in Sozialwissenschaften und das Diplom des STUDIUM (zweijähriger Kursus über das geweihte Leben). Sie arbeitet seit dem Jahr 2000 in der Ordenswelt, insbesondere im Bereich der Kommunikation im weiblichen Ordensleben.

Die Kommunikation ist heute ein fester Bestandteil unserer Sendung als geweihte Frauen: Es ist wichtig, gemeinsam zu verstehen, wie, wo und auf welche Weise unsere Botschaft außerhalb der UISG, aber auch innerhalb unserer Organisation vermittelt werden kann, „*um Brücken zu bauen und die Entfernungen, die Grenzen und die Horizonte zu verkürzen, um den Mitgliedern die Möglichkeit zu geben, untereinander zu kommunizieren, Gemeinschaft herzustellen und in Gemeinschaft zu leben.*“

Die ersten Herausforderungen, die das Kommunikationsbüro erwarten, sind die Vorbereitung des Jubiläums der UISG (1965-2015) sowie der kommenden Vollversammlung am 9. bis 13. Mai 2016 in Rom.

Um die Kommunikationsarbeit zu erleichtern, würden wir gern die Meinungen der Mitglieder der UISG erfahren; wir stellen Ihnen einige Fragen und laden Sie ein, uns Ihre Antworten und Ideen direkt an die Email-Adresse des

Kommunikationsbüros zu senden:

1. Was würde Ihrer Meinung nach zu einem besseren Informationsfluss unter den Mitgliedern der UISG beitragen?
2. Welche Inhalte erwarten Sie auf der Website?
3. Wir suchen nach einigen Worten, die die Identität der UISG zusammenfassen: Können Sie uns drei Worte nennen, die Ihrer Meinung nach wichtig sind?

Danke für Ihre Mitarbeit!

Wenn es in Ihrer Kongregation eine mit der Kommunikation beauftragte Schwester gibt oder jemanden, der in diesem Bereich besondere Fähigkeiten besitzt, dann teilen Sie uns bitte den Namen mit, um den Austausch zwischen unserem Büro und ihnen zu erleichtern.

Sie erreichen Patrizia Morgante und das Kommunikationsbüro unter: *communication.uisg@gmail.com*; +39 0668.400.234; +39 328.0722672

### **Die sozialen Netzwerke: Die UISG hat eine Facebook-Seite**

Wir haben eine Facebook-Seite der UISG eingerichtet, als ersten Schritt zur Differenzierung der uns für die Kommunikation zur Verfügung stehenden Räume. Sie wird nicht das Einzige bleiben, aber zunächst wird sie uns helfen, Reaktionen unserer Leserinnen und Leser auf die Nachrichten, die wir veröffentlichen, entgegenzunehmen. Unsere Seite ist als Raum gedacht, aus dem der interkongregationale, interkulturelle und internationale Charakter unserer Sendung hervorgeht.

Dies ist die Adresse:

*www.facebook.com/UISGInternationalUnionSuperiorsGeneral.*

Wer ein Facebook-Profil hat, kann GEFÄLLT MIR anklicken, um automatisch alle Neuigkeiten zu erhalten. Ansonsten kann man sich auch darauf beschränken, die veröffentlichten Nachrichten zu lesen. Wir bitten Sie, die Schwestern Ihrer Kongregation einzuladen, der Seite zu folgen und die Nachricht über Ihre Kommunikationskanäle zu verbreiten.

### **Französischsprachige Abteilung**

Wir freuen uns sehr, ein neues Teammitglied in der französischsprachigen Abteilung der UISG zu begrüßen. Sr. Laurence Zaninka AP aus Ruanda, Ordensfrau der „Society of Helpers“, lebt seit vielen Jahren in Italien. Sie hat ein Lizenziat mit besonderem Schwerpunkt auf Ordensausbildung sowie in Moraltheologie von der Theologischen Fakultät von Norditalien (Mailand). Ihre Abschlussarbeit schrieb sie zum Thema der Ausbildung der jungen Generationen zur Tugend der Keuschheit sowie über das Binom Keuschheit/Sexualität im weiblichen Ordensleben unserer Zeit.



Schw. Laurence hat viele Jahre lang in Zusammenarbeit mit dem Zentrum für Berufungen der Diözese Mailand Ordensfrauen begleitet. In den letzten zehn Jahren hat sie Afrika besucht und verschiedenen Kongregationen geholfen, Prozesse zur Ausbildung und Begleitung neuer Kandidaten für das Ordensleben und das Priesteramt in Gang zu setzen sowie männliche und weibliche Ordensgemeinschaften zu begleiten. Außerdem war sie in der Ausbildung, Begleitung und Beratung von Ausbildern in einigen afrikanischen Ländern und in Italien tätig. Zusammen mit den Jesuiten in Italien hat sie geistliche Exerzitien geleitet.

## **Migrantenprojekt der UISG: Schwestern auf der Straße**

Mit großer Freude haben wir am 5. Oktober die zehn Schwestern vom Migrantenprojekt willkommen geheißen, die aus verschiedenen Ländern, Kulturen und Charismen kommen und die erste interkongregationale, interkulturelle und internationale Gemeinschaft der UISG auf Sizilien bilden werden. Die Gemeinschaft wird in zwei Gruppen auf die Diözesen Agrigento und Caltagirone verteilt werden und als „Brücke“ zwischen der örtlichen Gemeinschaft und den Migranten tätig sein. Die Gruppe bekommt vor der Abreise (Dezember 2015) Unterricht über verschiedene Aspekte: Gemeinschaftsbildung (community building), italienische und englische Sprache, Merkmale und Ursachen des Migrationsphänomens, örtliche Gegebenheiten auf Sizilien. Sr. Elisabetta Flick, die Verantwortliche des Migrantenprojekts der UISG, sagt: *„Uns wurde von Kardinal Montenegro nahegelegt, den Menschen auf der Straße besondere Aufmerksamkeit zu schenken, zu ihnen zu gehen und uns dafür einzusetzen, eine Brücke zwischen den Fremden und den Menschen vor Ort zu schaffen, um Beziehungen und Gemeinschaft herzustellen. Wir wurden aufgefordert, internationale Gemeinschaften einzurichten, um die Beziehung zu den Migranten zu erleichtern, ohne bei der Solidarität der Erstaufnahme stehenzubleiben, denn es bedarf weiterer Schritte zur gegenseitigen Bereicherung und Anerkennung in unterschiedlichen Kulturen. Die Gemeinschaft an sich ist ein Beispiel dafür, dass es möglich ist, in Vielfalt zusammenzuleben.“*

## **Drei Ordensfrauen haben für die UISG als Auditorinnen an der Synode über die Familie (4.-25. Oktober 2015) als Auditorinnen teilgenommen**

Papst Franziskus hat drei Ordensfrauen, Mitglieder der UISG, zur Teilnahme an der Synode über die Familie ernannt: Die Präsidentin der UISG, **Schw. Carmen Sammut MSOLA** (Malta); **Sr. Maureen Kelleher RSHM** (USA) und die Kapuziner-Terziarin **Schw. Berta Maria Porras Fallas** aus Costa Rica. Die drei Ordensfrauen haben die Stimme der geweihten Frauen in die Synode gebracht und ihre wertvolle missionarische Erfahrung in verschiedenen Bereichen eingebracht: Erziehung

und Bildung, interreligiöser Dialog, Menschenrechte. Am 26. Oktober hat Sr. Carmen ihre Reflexionen über die Synode mitgeteilt – aus ihrer Perspektive heraus, von der hintersten Bank! Eine Aufzeichnung von Sr. Carmens Vortrag steht zur Verfügung. Für Informationen zum Download wenden Sie sich bitte an [communication.uisg@gmail.com](mailto:communication.uisg@gmail.com).

## **Gesundheitskommission UISG-USG**

Am 7. Oktober fand im Sitz der UISG folgende Tagung statt: „Laien und Ordensleute: nicht nur Bedürftigkeit. Die Weitergabe des Charismas“. Etwa 50 Laien und Ordensleute, die in verschiedenen Bereichen der Krankenpastoral tätig sind, haben daran teilgenommen. Ziele der Begegnung: Mitteilung wichtiger Erfahrungen bei der Weitergabe des Charismas an die Laien; ihre praktische Umsetzung; Schlüsselerfahrungen zur Förderung ihrer schöpferischen Wiederholung. In seiner Eröffnungsansprache sagte Don Pino: „Zu den Problemen des heutigen Ordenslebens, die alle betreffen und insbesondere uns, die wie im Bereich der Gesundheitsfürsorge tätig sind, gehört die Herausforderung, dass unsere Werke immer mehr der Evangelisierung dienen und nicht nur Sozialdienste sind.“ Zur Kontaktaufnahme: [dgiusti2008@gmail.com](mailto:dgiusti2008@gmail.com)

## **Talitha Kum: Das Projekt der UISG gegen Menschenhandel**

„Mädchen, ich sage dir, steh auf!“ Sr. Gabriella Bottani, die Koordinatorin des Projekts „Talitha Kum“ der UISG, hat auf dem Internationalen Symposium der Seelsorge für Menschen unterwegs, das im September in Rom stattfand, einen Vortrag gehalten. „Talitha Kum“ ist ein machtvolles Wort. Es verweist auf die verwandelnde Kraft des Mitgefühls und der Barmherzigkeit. Es weckt uns aus dem Schlaf der Passivität, Resignation und Gleichgültigkeit. Das Projekt „Talitha Kum“ war auch auf dem Welttreffen junger Ordensleute anwesend, das in Rom zum Jahr des geweihten Lebens abgehalten wurde. Freiwillige Helfer veranstalteten Workshops über den Menschenhandel in verschiedenen Sprachen für etwa 400 junge geweihte Personen. Es ging dabei um die Auswirkungen, Ursachen und Merkmale eines wachsenden Phänomens, das die Würde von Menschen zerstört. Ordensfrauen, die in Flüchtlingscamps oder Gefängnissen arbeiten, sprachen zu den Teilnehmern über das Leiden der Opfer von Menschenhandel sowie das wunderbare Zeugnis einiger von ihnen, die in der Lage waren, ein neues Leben aufzubauen.

Sr. Gabriella kann Ihnen helfen, sich den Ordensfrauen im „Talitha Kum“-Netzwerk in Ihren Teil der Welt anzuschließen. Bei Interesse wenden Sie sich bitte an sie über folgende Email-Adresse: [uisg\\_talithakum@yahoo.it](mailto:uisg_talithakum@yahoo.it).

## **Die Kommission der UISG-USG zum interreligiösen Dialog**

Die dritte Dialogbegegnung der Kommission fand am 3. Oktober im Generalat

der Passionisten in Rom statt. Referent war Erzbischof Michael Fitzgerald, der langjährige Sekretär des Päpstlichen Rates für den Interreligiösen Dialog. Sein Vortrag stand unter dem Thema *Nostra aetate: eine Leitlinie für den beständigen Dialog*. Er sprach zunächst über die Ursprünge und Inhalte des Dokuments *Nostra aetate* und anschließend über die Arbeit des Päpstlichen Rates, der errichtet wurde, um die neue Sichtweise, die in diesem Dokument enthalten ist, zu fördern. Außerdem sprach er über weitere Dokumente, die von diesem Dikasterium für den Dialog herausgegeben wurden. Aus seiner enormen Erfahrung in diesem Gebiet heraus sprach Erzbischof Fitzgerald über die Bedeutung des Dialogs auf vielen verschiedenen Ebenen und vertrat die Ansicht, dass der Begriff „Aufbau von Beziehungen“ (relationship building) besser zum Ausdruck bringt, wie Menschen unterschiedlicher Glaubensrichtungen im Alltag gemeinsam leben und arbeiten. Kopien seines Vortrags sind auf Englisch im Büro der UISG erhältlich: [uisgital@uisg.org](mailto:uisgital@uisg.org).

### **Weitere Nachrichten aus der UISG**

Die Vorstandssekretärin Sr. Patricia Murray IBVM und die Vorstandsmitglieder der UISG haben in den vergangenen Monaten an zahlreichen Begegnungen von Ordensleuten teilgenommen, unter anderem an der Versammlung der CLAR (Bogota), der Versammlung des LCWR (Houston), am Europäisch-Chinesischen Kolloquium (Warschau) und am Kongress zum Thema „Der weltweite Ruf des Ordenslebens heute“ im „Centre for the Study of Religious Life“ (Chicago). All dies waren wichtige Augenblicke zur Reflexion darüber, wie Ordensfrauen und Ordensmänner die prophetische Natur ihrer Berufung in verschiedenen Umfeldern leben.

### **Abschied von Sr. Jacinta**

Am Montag, dem 26. Oktober 2015, verstarb Sr. Jacinto Schoenmakers JMJ. Sie war 30 Jahre lang Mitarbeiterin und Übersetzerin für die niederländische Sprache bei der UISG in Rom.

Sr. Jacinta wurde 84 Jahre alt und litt an Knochenkrebs. Wir alle behalten sie in liebevollem und dankbarem Gedenken und bitten den Herrn Jesus, dass er sie in seine Arme aufnehmen möge.

### **Wichtiges Update zum Mitarbeiterteam der UISG**

Der Vorstand der UISG hat kürzlich einen strategischen Plan erarbeitet und den Mitarbeiterbedarf überprüft. In diesem Bulletin finden Sie eine Liste der derzeitigen Mitarbeiterinnen mit ihrem Zuständigkeitsbereich und ihrer Email-Adresse. Wir möchten Sie bitten, bei Fragen zum Bulletin, zum Archivmaterial, zur Kommunikation, zu den Finanzen etc. diese Mitarbeiterinnen direkt zu kontaktieren. Sie können auch die für die verschiedenen Sprachbereiche

verantwortlichen Personen zu allen allgemeinen Fragen direkt kontaktieren. Wir hoffen, dass diese Umstrukturierung dazu beitragen wird, Ihnen, den Mitgliedern der UISG weltweit, einen besseren Service zu bieten.

### SECRETARIAAT VAN DE UISG

Naam	Rol	Email - Telefoon
<b>Schw. Patricia Murray, ibvm</b>	Vorstandssekretärin	<i>uisgseg@tin.it</i> 06 684002 36
<b>Schw. Elisabetta Flick, sa</b>	Stellvertretende Vorstandssekretärin	<i>elisabettaflick@gmail.com</i> 06 684002 48
<b>Rosalia Armillotta</b>	Assistentin der Vorstandssekretärin Italienische Sektion	<i>uisgital@uisg.org</i> 06 684002 38
<b>Svetlana Antonova</b>	Finanzverwalterin	<i>uisgecon@tin.it</i> 06 684002 50
<b>Patrizia Balzerani</b>	Assistentin der Finanzverwalterin	<i>uisguff@uisg.org</i> 06 684002 49
<b>Patrizia Morgante</b>	Kommunikationsreferentin	<i>communication.uisg@gmail.com</i> 06 684002 34
<b>Antonietta Rauti</b>	Verantwortliche UISG-Bulletin	<i>uisgboll@uisg.org</i> 06 684002 32
<b>Schw. Gabriella Bottani, smc</b>	Koordinator Talitha Kum	<i>uisg_talithakum@yahoo.it</i> 06 684002 35
<b>Schw. Cecilia Bayona, osa</b>	Archivarin	<i>uisgarch@tin.it</i> 06 684002 42
<b>Schw. Fabiola Gusmão, H.Carm</b>	Koordinator Regina Mundi in Diaspora Portugiesisch Sektion	<i>uisguff@tin.it</i> 06 684002 31
<b>Schw. Anna Sanchez Boira, mhsfn</b>	Spanisch Sektion Graphic Designer	<i>uisgspan@uisg1.tuttopmi.it</i> 06 684002 33
<b>Schw. Laurence Zaninka, sa</b>	Französisch Sektion	<i>uisgfrancese@uisg.org</i> 06 684002 30
<b>Schw. Nadia Bonaldo, fsp</b>	Webmaster Vidimus Dominum	<i>n.bonaldo@paoline.it</i>

**Bitte beachten Sie, dass die Email-Adressen der Mitarbeiterinnen demnächst geändert werden, wenn wir unsere neue Website eröffnen – bitte achten Sie nach Eröffnung der Website und auch im nächsten Bulletin auf Änderungen.**